

SCHWÄBISCHE HEIMAT



6

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / 1951 HEFT



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

*Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller*

1951

2. Jahrgang

Sechstes Heft – November/Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

für Volkskunde

WERNER FLEISCHHAUER

für Kunst und Kunstgeschichte

RUDOLF LEMPP

für Architektur

OTTO HERDING

für Geschichte

ERNST MÜLLER

für Literatur und Philosophie

HANS SCHWENKEL

für Natur, Landschaft, Heimatschutz

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle zwei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 5.– geliefert. Ein Jahrgang von 6 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder Post beträgt der Jahresbezugspreis für 6 Hefte DM 7.50. – Einzelheft DM 1.50.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle, Stuttgart, Urbanstraße 12, von sonstigen Beziehern an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstr. 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Anzeigendienst, Stuttgart, Urbanstraße 14a; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke, an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Titelbild: Anna Fehrle, Engel mit Laute.

INHALT

Die Reise nach Bethlehem

Von August Lämmle 217

Anbetung der Könige vom Blaubeurer

Altar 219

Zur Geschichte der Weihnachtskrippe

Von Albert Walzer 221

Die Stiftskirche in Tübingen

Von Otto Schmitt + 227

Leopoldo Retti – ein herzoglich württembergischer Hofbaumeister

Von Fritz Scholl 229

Die Grafschaft Hohenberg

Von Eugen Stemmler 235

Erdgeschichtliches vom Schwabenland

Von Fritz Weidenbach 241

Karl Münchinger

Gemälde von Werner von Houwald . 248

Die Zwölf Heiligen Nächte

Von F. H. Schmidt-Ebhausen 249

Zur Bedeutung von Wang

Von Rudolf Kapff 252

Karl Bohnenberger +

Von Fritz Ernst 254

August Lämmle, dem Dichter zum 75. Geburtstag

..... 256

August Lämmle und die Schwäbische Volkskunde

Von Helmut Dölker 257

Wegweiser für die heimatl. Volkskunde 258

Wesen und Ziele der „Werkgemeinde“

Von Walther Häußermann 260

Arbeitstagung der Archivpfleger 261

Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes 262

Buchbesprechungen 265

Die Reise nach Bethlehem

VON AUGUST LÄMMLER

1

Von Nazareth nach Bethlehem
zog Joseph und die Frau Marie,
er rüstig ging zu Fuß,
und sie,
die gnadenreiche Frau Marie,
saß auf dem Tierlein Unverdruß
so sicher wie bequem.

Warum ritt sie auf keinem Roß,
wie's schicklich für Marie?
Ach, Joseph hat als Davids Sproß
geerbt kein Roß und auch kein Schloß,
so reitet man ganz ohne Troß
hinauf nach Bethlehem,
hat Lederzeug nicht noch Schabrack,
Marie sitzt auf dem Futtersack –
ist reich trotz alledem.

Den Graurock stört das keinesfalls,
sein Herz ist voller Glück:
er trägt kein Band, kein Zierat als
an einer Schnur ein Silberlin,
ein Schellebell und Klingelin,
das hing ihm um den Hals,
das macht Musik ohn' Unterlaß:
das Klinglin macht dem Guten Spaß,
es macht so schön Musik.

's ist Winterszeit,
der Wald verschneit,
der Ostwind weht,
Herr Joseph geht
zum Schutze vor Marie.
Er hüllt in seinen Mantel gut
das junge Blut, das zarte Blut,
und leise lächelt sie.

Und sachte-sacht mit lin und kling
das Eselin im Takte ging,
der gute Joseph streichelt ihm
sein' Hals und Ohr und schmeichelt ihm,
weil es so sachte ging!

Und durchs Gebirg das Schellebell
klingt wundersam und morgenhell
die Himmelslerche hoch im Raum
stimmt ein mit tirli-li,
die Hirschlein auch am Waldessaum
sie grüßen dich, Marie.

Die Reh' und Hirsche vor dem Holz,
dem Es'lin scheint es, schauen stolz,
es denkt: „Was will das eitle Pack
mit Kopfzeug und geblütem Frack?
Marie sitzt auf dem Futtersack!
Sie hing mir um den Hals
mit ihrer Hand ein Silberlin,
ein Schellebell und Klingelin –
das ehrt mich jedenfalls!“

2

Es war recht eng in Bethlehem
für Joseph und die Frau Marie:
da war kein Raum für Mensch und Tier
und nirgendwo ein Nachtquartier
als zwischen Heu und Stroh –
dem Eselin ist das bequem,
es paßt ihm so! –
Doch paßt das auch für sie?

Ach, Joseph, lieber Joseph du,
es rauscht der wilde Bach,
es blökt das Lamm, es brummt die Kuh,
der Mond scheint durch das Dach!
Und draußen stürmt es von den Höhn!

„Ei“, sagt die Himmelskönigin,
„was ich doch für ein Glückskind bin:
hier ist es wunderschön!
Mit Gott als Hausgenossen
und einer bretternen Tür
das Haus ist wohl beschlossen,
gehn tausend Riegel für!“

Und siehe-sieh', wie sind sie froh:
sie hats gesagt, nun ist es so!
Herr Joseph macht den Laden zu,
das Eselin legt sich zur Ruh,
der Raum ist voller Heimlichkeit,
Marie sitzt im linnenen Kleid, –
die Honigblumen in dem Heu,
der Pfefferminz, der Baldrian
und Salbeiblatt und Thymian:
sie duften wie zur Kirschenzeit
im wonnereichen Mai!

Nun sind allein sie in der Nacht,
da ist kein Raum für Prunk und Pracht
und nichts von eitlen Schein –
sie sind mit Gott allein.

Es gehen Boten ein und aus,
die Cherubim steigen hernieder,
ein lichter Stern steht ob dem Haus,
die Wolken gehn hin und wieder!
Es weht der Wind so lind und sacht,
so still und heilig ist die Nacht,
der Wunder voll und Lieder!

Nun ist die hohe Stunde,
nun ist sie da, die ehemals
aus Gottes heiligem Munde
geweißt und geschworen:
der Heiland ist geboren
im Stall zu Bethlehem.

Nun ist es da das Wunder:
die Mutter und das Kind!
Gott schaut vom Himmel herunter –
o, wie sie glücklich sind!

Nun kommen sie von der Heide,
die Hirten kommen herbei,
sie lassen die Schaf' auf der Weide
sie kommen mit Sang und Schalmel!
Sie kommen von nahe und ferne,
gesprengt sind Fessel und Haft:

die Könige und die Sterne
sind auf der Wanderschaft.

3

Hell steht am Firmament der Nacht
der Stern von Bethlehem,
und aller Wesen Licht erwacht,
und alle heimlich hohe Pracht,
und was die Zeit hat trüb gemacht,
wird licht wie ehemals.

Der fahle Sand der Wüste
wie ein Topas strahlt sein Gesicht,
als ihn von oben grüßte
das Licht vom höchsten Licht!
Die Wolken und die Sterne,
die Wüste und der Palmenbaum
und alle Näh' und Ferne
sind nun in einem Raum
geschwisterlich und schlicht,
erheitert von dem Himmelslicht
der Weihenacht.

4

Nun kommen die heiligen drei Weisen,
geleitet von ihrem Stern,
zu benedeien und preisen
den neugeborenen Herrn!

Sie tragen rote Turbane,
das deutet auf fürstliches Blut,
sie tragen grüne Kaftane,
das deutet auf friedlichen Mut.

Sie reiten auf weißen Kamelen,
das weist auf ein priesterlich Amt –
die Dienerschaft ist nicht zu zählen,
es strotzet von Seide und Samt.

5

Und als sie kamen vor das Haus,
Herodes schaute zum Fenster heraus,
am Himmel war kein einziger Stern –
da zauderten,
da schauderten,
da zweifelten die Herrn:
„Wo ist der heilige Christ?
Wo ist das neugeborene Kind,
das wir, die wir verloren sind,



Anbetung der Könige vom Hochaltar der Klosterkirche Blaubeuren, 1493–94 (Ausschnitt) Aufn.: Helga Schmidt-Glassner

weil Heiden wir und Mohren sind,
anbeteten so gern?
Wo ist der unsern Vätern schon
verheißene Trost und Gotteslohn,
der einzig wahre Gottessohn,
der unsere Hoffnung ist?"

Herodes sprach: „Was wollet Ihr?
Was stört Ihr meine Ruh?
Es schläft die Frau und das Gesind –
ich weiß von keinem Christuskind!“
und schlägt den Laden zu.

Und als man bei den Priestern fragt:
„Wo ist der heilige Christ?“
Lang vor den Büchern standen sie
und dann bei Micha fanden sie;
„Im jüdschen Land ist Bethlehem erkoren,
dort wird der Christ geboren
von einer reinen Magd!“

6

So finster war die Nacht!
Doch drüben überm Kidronbach
da ward am Himmel wach
ein sonneheller Stern: O sieh,
er steht ob einem Haus allein,
ob einem Hause arm und klein,
und drinnen bei dem Kindlein wacht
Joseph und Frau Marie!

Es klingen Melodien
in dulci jubilo,
die Weisen schauen und knien,
sie beten, lachen, weinen
und zeugen von dem Einen
und sind von Herzen froh! –

Und als es ging zum Scheiden,
da schenkten sie viel goldne Zier,
Topas, Türkis, Smaragd, Saphir,
Purpur und gelbe Seiden
und Wollen von Kaschmir.

7

Herr Joseph hat ein Traumgesicht:
„O traue dem Herodes nicht!“
So zaumet er sein Eselin,
zu ziehen nach Ägypten hin.

Und all den Schmuck und golden Zier,
Topas, Opal, Smaragd, Saphir,
Purpur und Seiden von Kaschmir:
er legts allall in Tempelschatz,
es ist bei ihm am falschen Platz! –
Was soll das für das Jesuskind,
dem alle Reich' gegeben sind?
Was soll das für Marie?

Er weiß sie wohl in Gottes Hand.
So zieht er ins Ägypterland.

Er rüstig ging zu Fuß,
und sie,
die gnadenreiche Frau Marie,
saß auf dem Tierlein Unverdruß
so sicher wie bequem,
hat Lederzeug nicht noch Schabrack,
sie sitzt auf einem Futtersack –
kein' Frau ist in Jerusalem
so reich trotz alledem!

Auch trägt das gute Eselin
kein Band, kein Zierat als
an einer Schnur ein Silberlin,
ein Schellebell und Klingelin,
das hing ihm um den Hals,
es macht Musik ohn Unterlaß –
das macht dem Guten Spaß.

's ist Winterszeit,
der Wald verschneit,
der Ostwind weht,
Herr Joseph geht
zum Schutze vor Marie.
Sie trägt in ihrem Mantel lind
das holde zarte Jesuskind,
und leise lächelt sie.
Und sachte-sacht mit lin und kling
das Eselin im Takte ging,
der gute Joseph streichelt ihm
sein Hals und Ohr und schmeichelt ihm,
weil es so sachte ging.

Und durchs Gebirg das Schellebell
klingt wundersam und morgenhell,
die Himmelslerche hoch im Raum
stimmt ein mit tirli-li,
die Hirschlein auch am Waldessaum
sie grüßen dich, Marie.

So geht's hinab ins Land,
 der Engel steht am Weg,
 er leitet sie im Wüstensand
 und über den schwankenden Steg.
 Dem Eselin zur Seite ging
 die liebe kleine Kuh
 und hört mit ihm dem Klingeling
 und Schellebellen zu.

Und wenn dann jäh nach dem heiteren Tag
 die Wüstennacht beginnt,

dann wächst um sie ein Rosenhag,
 daß nicht zu ihnen kommen mag
 die Wildnis und der Wind.
 Es wächst ein Teppich lind von Moos,
 drauf ruhen als in Gottes Schoß
 die Mutter und das Kind.

Und Wind und Wolken schwingen,
 und Sternenheere klingen
 in reiner Harmonie,
 und Cherubim, unzählige,
 lobsingen dir, Holdselige,
 lobsingen dir, Marie.

Zur Geschichte der Weihnachtskrippe

VON ALBERT WALZER

Wenn sich Gertrud von Helphta Ende des 13. Jahrhunderts gegen die Weihnachtskrippe in der Kirche wandte, meinte sie damit Nachbildungen des Futtertogs, in den Maria ihr Kind gelegt hatte, noch nicht das, was wir uns heute unter einer Krippe vorstellen: eine künstliche Landschaft, in der mit vielen kleinen Figuren das Weihnachtsgeschehen dargestellt ist. Man hat damals im Zusammenhang mit den Weihnachtsspielen, die in den Kirchen aufgeführt wurden, solche Futterkrippen vor dem Altar aufgestellt. Bei diesen Spielen sind die einzelnen Personen durch Kleriker dargestellt worden. Nur Maria wagte man nicht von einem, wenn auch kirchlich geweihten Mann, spielen zu lassen. Sie wurde einfach durch eine neben dem Futtertrog aufgestellte lebensgroße Figur angedeutet. Da und dort wird man auch St. Josef lieber durch eine solche Figur als durch einen Schauspieler dargestellt haben. So entstanden allmählich monumentale Darstellungen der Weihnacht, die letzten Endes sowohl ob dieser Herkunft vom Weihespiel wie in ihrer Beschränkung auf wenige lebensgroße Figuren als Gegenstücke zu den Heiliggrabgruppen, wie wir sie von Straßburg und Freiburg her kennen, anzusehen sind. An dem achtseitigen, tempelartigen Heiliggrabbau im Konstanzer Münster sind bezeichnenderweise außen die Verkündigung an Maria, die Geburt Christi und die Anbetung der Hirten und der Könige dargestellt, während im Innern, genau wie in alten Osterspielen, die Frauen beim Krämer Spezereien einkaufen, mit denen sie zum Grab gehen wollen, um Christi Leich-

nam einzubalsamieren. Dabei ist bekannt, daß vor und in diesem Bau je nach der Festzeit Weihnachts- oder Osterspiele aufgeführt wurden. Jedenfalls ist in der Krypta der „Heiligen Stiege“ auf dem Kreuzberg bei Bonn noch um 1750 in einer Nische gegenüber dem Hl. Grab eine Krippe eingebaut worden, von der heute nur noch die Reste der auf dem Hintergrund gemalten Silhouette der Stadt Bethlehem und ein Gloriaengel aus der Tünche heraus schauen.

Aber statt die Anbetung der Hirten wie die Figuren des heiligen Grabes in einer Nische oder in einer eigenen Kapelle darzustellen, hat sich bei uns in Deutschland schon bald die Sitte herausgebildet, an den Pfeilern um den Chor der Kirche die anreitenden (Bamberg) und dann kniend das Kind auf dem Arm Mariens verehrenden Könige in monumentalen Gestalten abzubilden. Dazu kam es jedenfalls auch deswegen, weil durch die Anbetung der wunderbarerweise nach Bethlehem geführten Könige zum ersten Male die Gottheit Christi in seiner menschlichen Natur offenbar wurde, und weil man mit einer solchen Darstellung auf das im Chor vollzogene Sakrament des Altars anspielen konnte. In ihm verbirgt sich die Gottheit Christi ebenfalls in einer unscheinbaren Gestalt.

In Italien gab es solche in Nischen und Kapellen um den Krippentrog aufgestellten monumentalen Figurengruppen wesentlich häufiger. Um die Mitte des 15. Jahrhunderts muß z. B. in Neapel fast in jeder Kirche eine gewesen sein. Dabei sind diese Nischen außerhalb der Weihnachtszeit vielleicht ähnlich wie



1. Neapolitanische Krippenfiguren, 18. Jahrhundert, Württ. Landesmuseum, Stuttgart

Aufnahme: Freytag

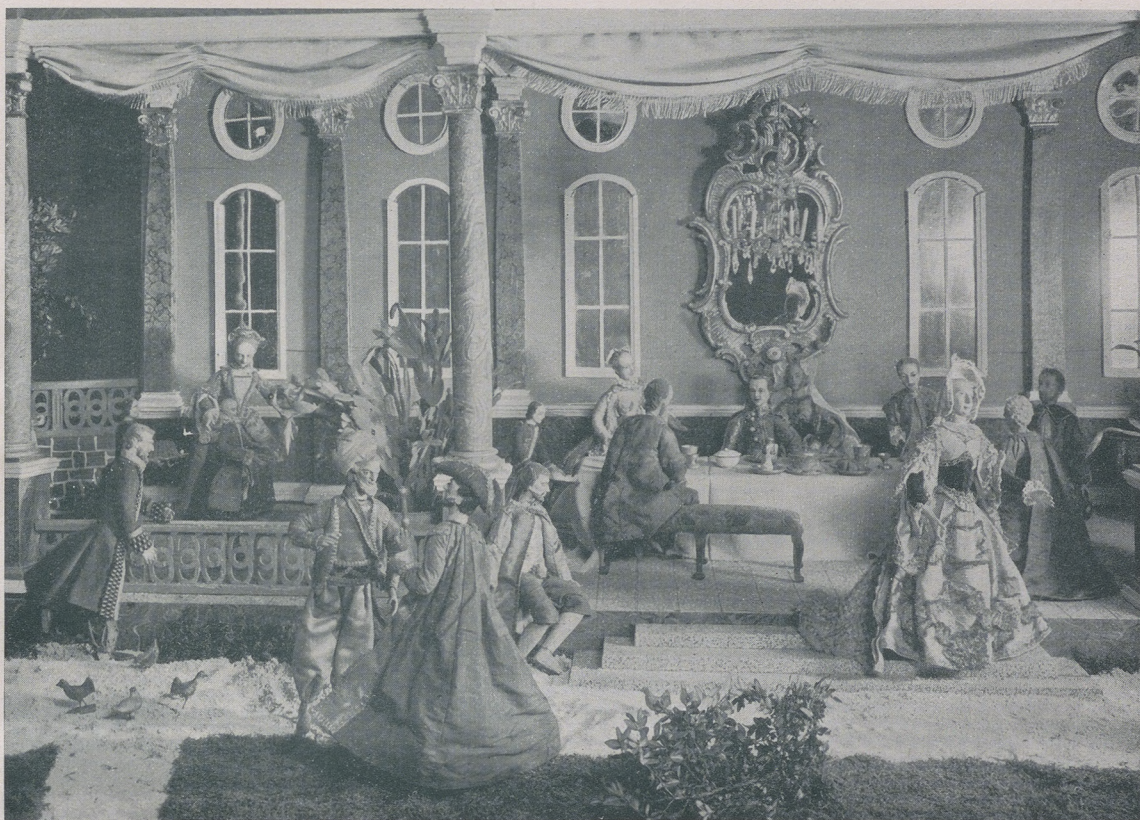
es bei den Heiligengräbern aus dem 15. Jahrhundert gelegentlich heute noch zu beobachten ist, durch Holzläden verschlossen worden, so daß die Darstellungen trotz ihrer unverändert gleichbleibenden Aufmachung in den Weihnachtstagen doch immer wieder als etwas Besonderes wirken konnten.

Auch die Figuren der Krippe, die 1478 Giovanni Alamanno mit seinem Vater Pietro zusammen für eine Kapelle der Kirche San Giovanni a Carbonara in Neapel zu machen hatte, waren noch lebensgroß. Einige davon sind noch erhalten. Aber nach dem überkommenen Vertrag mit dem Stifter waren es ursprünglich 44: Die Hl. Familie, 1 Ochs, 1 Esel, 3 Hirten, 12 Schafe, 2 Hunde, 4 Bäume, 11 Engel und je 2 Propheten und Sibyllen, also eine ganze Fülle gegenüber den wenigen Figuren von früher. Und was ebenso auffällt: er mußte auch künstliche Bäume anfertigen. Also sollten die Figuren nun nicht mehr ohne jede Andeutung der Landschaft, aus der die Hirten kommen, um den Krippentrog herum gruppiert werden. Gleichzeitig hielt man es auch für nötig, durch eine stattliche Anzahl von Schafen und Hunden die Hirten als solche zu charakterisieren. Man beginnt also über die bloße Andeutung der wichtigsten Figuren hinaus die Situation ausführlicher zu schildern.

Aber schon wenige Jahre später ist das alles durch

die Art, wie auf einigen mittelitalienischen Altären aus dem Ende des 15. Jahrhunderts die Weihnachtsgeschichte erzählt wird, überholt. Die Figuren sind dort in eine Landschaft gestellt. Dabei ist alles getan, um diese Landschaft möglichst naturnah zu gestalten. Ihre Vegetation ist nicht mehr bloß reliefmäßig auf dem Hintergrund angedeutet, sondern mit freistehenden Bäumchen, Sträuchern und Blumen in kleinem Format der Natur nachgebildet. Und ebenso sind die Felsen nicht aus einer einheitlichen Steinplatte künstlich herausgehauen, sondern aus natürlichen Fundstücken zusammengesetzt. Dabei ist das Format der Figürchen wesentlich kleiner geworden, um in dieser Landschaft möglichst viel erzählen zu können. Zusammen entspricht das schon voll und ganz der späteren Art des Krippenbaus, nur daß die Landschaft noch keine Tiefe hat und alles wie auf den Bogenfeldern der gotischen Kirchenportale in Horizontalschichten übereinander erzählt ist. In der unteren steht der Stall mit den Hirten, die der Aufforderung durch die Engel folgend, hierher geeilt sind, um das Kind anzubeten, in der Schicht darüber erhalten sie die frohe Botschaft, und in der oberen reiten die Könige mit großem Gefolge an.

Merkwürdig ist, daß die Figuren dieser mittelitalienischen Altäre keineswegs so aufgestellt sind, daß sie auf ihren Platz eingepaßt erscheinen, sondern mehr



2. Hochzeit zu Kana, Krippe aus dem 18. Jahrhundert im Besitz des Geschichts- u. Altertumsvereins Ellwangen
Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

wie zufällig dastehen, mit anderen Worten, daß man den Eindruck hat, sie könnten jederzeit auch anders gruppiert werden. Das scheint ebenfalls schon etwas davon vorweg zu nehmen, daß die Figuren der späteren Krippen immer wieder in einem anderen Zusammenhang aufgestellt werden können. Möglicherweise sind die Figuren dieser Altäre deswegen nur aufgestellt, nicht fest eingebaut, weil die gleichen Landschaften in der Karwoche mit anderen Figuren besetzt auch für Darstellungen der Passionsgeschichte und des Heiligen Grabes benützt wurden. Bekanntlich gibt es neben den Weihnachtskrippen auch Passionskrippen. Und dann ist es auffallend, daß später in Spanien auf Krippenaltären, die in ihrer Aufmachung deutlich von diesen mittelitalienischen abgeleitet sind, genau so wie es beim Heiligen Grab heute noch geschieht, das Altarsakrament vor oder im Stall selber vielleicht sogar statt des Jesuskindes im Krippentrog ausgestellt wurde, daß also die Weihnachtskrippe auch liturgisch als Gegenstück zum Heiligen Grab erscheint und damit die Verwendung ein und desselben Altars für beide Zwecke um so naheliegender war.

Ob es auch in Deutschland Ende des 15. Jahrhunderts schon solche Altäre mit abnehmbaren Figuren gab, wissen wir nicht. Die Tatsache, daß ein spätmittelalterliches mitteldeutsches Gebet ausdrücklich mit dem Vermerk „vor der criben“ zu verrichten versehen ist, sagt zu wenig. Daß man vor der Krippe betet, könnte für einen Altar sprechen. Später ist die Krippe mehr als Schauobjekt aufgefaßt worden, an dem man sich über die Schilderung der Heiligen Geschichte ergötzt, nicht mehr als Andachtsbild. Möglicherweise sind damals Altäre, wie sie von Antwerpen aus weithin geliefert wurden, und die das Weihnachtsgeschehen wie ein Märchen in einer romantischen Landschaft mit wilden Felszacken mit Burgen darauf und mit vielen kleinen Figürchen erzählen, als Krippen bezeichnet worden. Auch in Tirol gibt es um 1500 Altäre, die die Geburt Christi so schildern, daß man sie am liebsten als Krippen ansprechen möchte. Es ist sogar zu vermuten, daß die „Krippe“, die 1491 vom Maler Ulrich Fueterer für die Herzogin Kunigunde von Bayern gemacht wurde, nichts anderes als ein Hausaltärtchen war. Aber all diese Altäre waren unveränderlich, sie



3. Musikantengruppe aus der Ellwanger Krippe

Aufnahme: Landesbildstelle Württemberg

waren in ihrer künstlerischen Komposition ein für allemal festgelegt und sind wohl auch das ganze Jahr über so gezeigt worden.

Die älteste wirkliche Krippe, mit welcher der kirchlichen Festfolge entsprechend verschiedene Szenen aus der Kindheitsgeschichte Jesu gezeigt werden können, besitzt in Deutschland die Maximilianskirche in München. Sie stammt aus dem Jahre 1607. Ihre Figuren sind holzgeschnitzt und monumental groß, so daß man vermuten könnte, sie seien in dieser Aufmachung von den alten, großfigurigen Weihnachtsgruppen in der Art der heiligen Gräber abgeleitet. Aber nachdem sie in wechselnde Landschaften und in verschiedene Kulissen gestellt werden können, ist doch eine Abhängigkeit von der Entwicklung, welche die Krippe in Italien inzwischen genommen hat, anzunehmen.

Dort ist es allmählich Brauch geworden, daß man auch in vornehmen Häusern kleine Altäre in der Art der eben geschilderten mittellitalienischen aufgestellt hat. Und nachdem die Krippe so aus ihrem

kirchlich-liturgischen Bereich herausgenommen war, lag es nahe, daß sich die einzelnen Familien bald durch noch reichere und noch vielfältigere Darstellungen übertrumpfen wollten. Man folgte schließlich bezeichnenderweise aus der Tatsache, daß Maria und Josef zur befohlenen Volkszählung nach Bethlehem gehen mußten und dort keine Herberge mehr finden konnten, daß da, wo so viel Volk zusammenkam, auch ein großer Markt gewesen sein müsse und nahm deswegen zur Krippenszene auch noch ausführliche Marktszenen dazu. Der Zug der Hl. Drei Könige wurde immer pompöser ausgestattet. Und bald wurde es auch nötig, die wesentlich vergrößerten Einzelszenen nacheinander statt in einem Rahmen gleichzeitig zu zeigen. Eine möglichst prachtvolle Krippe mit vielen Darstellungen zu besitzen wurde vor allem von da ab geradezu Mode, wie König Karl III. von Neapel aus seiner Begeisterung für Krippen in allen Palästen und Häusern, in denen solche waren, mit dem gesamten Hofstaat herumging,

sie ansah und vor den Häusern, deren Krippen ihm besonders gefielen, über die Weihnachtszeit eine guardia d'honore, also eine Ehrenwache aufziehen ließ. Manche Familien ließen sich von da an ihre Krippen bis zu 20 000 Dukaten, also ein riesiges Vermögen kosten. Eine Reihe bedeutender Künstlerfamilien war dauernd damit beschäftigt, Krippenfiguren anzufertigen. Die Köpfe wurden in Ton modelliert und gebrannt, für die Kleider verwendete man die kostbarsten Brokatstoffe. Dabei sollte alles möglichst naturnah gestaltet werden. So kam man schließlich auch dazu, die Figuren beweglich zu machen, damit sie jeder Zeit und je nach dem Platz mit möglichst echten Gesten aufgestellt werden konnten.

Daß unsere deutschen Barockkrippen durch die italienischen angeregt wurden, beweist schon die Tatsache, daß sie in ihrer Eigenart vor allem in Tirol und im Salzburgischen bestimmt wurden. Das soll nicht heißen, daß einzelne Künstler wie Thaddäus Stammel, Franz Hitzel, Joseph Benedikt Probst u. a. nicht auch ihre eigenen Wege gingen, aber die Mehrzahl hat doch eine gewisse übereinstimmende Note, die sich schon bald von der italienischen abhebt. Sie sind in der Regel nicht von Künstlern, sondern von Nonnen und Paramentenstickern angefertigt worden, die die Köpfe nicht selber herstellen konnten. Sie mußten also bezogen werden. Sie sind zumeist aus Wachs gegossen. Das gleiche Kopfmodell, das für die Garde des weißen Königs benutzt wurde, ist mit aufgeklebten Bärten und in anderer Tönung auch für die des gelben und schwarz bemalt sogar auch noch für das Gefolge des Mohrenkönigs benützt worden. Man hat also zweifellos nie soviel Geld für die künstlerische Gestaltung der Krippe aufgewendet wie in Neapel. Aber dadurch, daß es in der Hauptsache Klosterfrauen waren, die die Kleidchen genäht haben, sind unsere deutschen Krippen nie so derb realistisch geworden wie die neapolitanischen. Der Glanz, der mit raffiniertem Farbgeschmack zusammengestellten Stoffe für die Kleider, die vielen Goldbörtchen und Spitzen, die liebevolle Ausgestaltung, geben diesen deutschen Krippen einen Märchenschimmer, den keine italienische besitzt.

Eine besondere Eigenart der deutschen Krippen sind die Engel, die den Stall in Chören umrahmen. Die Form ihrer Kleidchen entspricht der schmucken Ballett-Tracht des 18. Jahrhunderts, die wieder von den Prunkrüstungen der römischen Kaiser auf antiken Denkmälern abgeleitet ist. Auch die „Läufer“, die den Vornehmen bei offiziellen Aufzügen voranliefen, hatten die gleiche Tracht und dieselben Stäbe in den Händen. Wahrscheinlich wurden die Engel so geklei-



4. Chorengel aus der Ellwanger Krippe Aufn.: Freytag

det, weil man in Anlehnung an diese Läufer mit ihnen andeuten wollte, daß dem unscheinbaren Menschenkind auf dem Schoß der irdischen Frau, auch wenn es im Stall geboren ist, die höchsten Ehren zukommen, weil es Gott ist. Vielleicht sind diese Engel zunächst überhaupt nur „Läufer“ gewesen. Jedenfalls hatten sie ursprünglich keine Flügel. Diese sind alle erst im 19. Jahrhundert, als man die anfängliche Bedeutung nicht mehr verstand, dazugekommen. Wenn sie eigentlich als Läufer aufzufassen sind, versteht sich auch, warum sie statt nur in der Szene der Verkündigung an die Hirten auch in der Darstellung der Hl. Drei Könige mit aufgestellt wurden. Die deutsche Barockkrippe ist damit von sich aus zu der gleichen Darstellung gekommen wie der Künstler der Mosaiken in San Appolinare nuovo in Ravenna, der in der Szene der Anbetung der Könige das Menschenkind

ebenfalls mit himmlischen Thronassistenten umgab und so als Gott nachwies.

Und noch etwas anderes fällt bei unseren deutschen Barockkrippen auf: fast zu allen gehört auch eine Darstellung der Hochzeit zu Kana (Abb. 2), die bei den italienischen Krippen verhältnismäßig selten vorkommt. Ist sie ein Beweis dafür, daß bei diesen Krippen für die wichtigsten Szenen im Leben Jesu Figuren vorhanden waren, oder ist sie als Gegenstück zur Anbetung der Könige verwendet worden? Das Gedächtnis der Hochzeit zu Kana wird jedenfalls seit alters am gleichen Tag gefeiert wie die Anbetung der Könige, und zwar weil durch die Anbetung der aus fremden Ländern wunderbarerweise nach Bethlehem geführten Weisen und durch das erste große Wunder, das Christus bei der Hochzeit wirkte, seine göttliche Natur offenbar wurde.

Zweifellos sind die Krippen mit Hunderten kostbar gekleideter Figuren auch bei uns zunächst nur in Fürstenschlössern und in Palästen der Reichen gestanden (Ellwangen, fürstpropstliches Schloß, Buhlische Krippe in Rottenburg, aus dem Besitz des Fürsten von Hohenzollern). Jedoch auch Klöster wie Ottobeuren, Gutenzell, Weißenau, Weggental usw. hatten ihre große Krippe. Die Bürgerfamilien werden bis ins 19. Jahrhundert keine solche besessen haben. Jedenfalls ist es im Oberland bis heute noch üblich, einfach einen Krippentrog mit einem auf Heu und auf Stroh gebetteten Wachskind unter den Christbaum zu stellen. Die eine und andere Familie wird auch eine sogenannte Kastenrippe gehabt haben, die in ihrer Rahmenform und mit der hochanstiegenden Landschaft, auf der im Zickzack von oben her die Könige zur Krippe unten reiten als die letzten Ausläufer der mittelitalienischen Krippenaltäre vom Ende des 15. Jahrhunderts anzusprechen sind. Um sie billiger zu gestalten, wurden sie vielfach nur mit handbemalten Papierfiguren ausgestattet. Besonders reizend sind in der Hinsicht die vom Rottenburger Mesner Bartle gemalten Papierkrippen, die dort heute noch in vielen Häusern anzutreffen sind. Verschiedentlich sind aber auch nach Modellen serienweise hergestellte Tonfigürchen und -gruppen (Familie Sohn, Zizenhausen) benützt worden.

In der Zeit der Aufklärung wurde, wie so mancher volkstümliche Brauch, auch die Krippe verboten. Trotzdem sind viele ins 19. Jahrhundert herübergerettet worden. Und vielleicht hat auch gerade dieses Verbot bewirkt, daß sich das Volk nun in steigendem Maße Krippen baute. Sind diese selbstgebastelten Krippen auch nicht mehr so kunstvoll

wie die barocken, so sind sie doch in ihrer reizenden Art zu erzählen und eine möglichst belebte Landschaft zu gestalten etwas vom Köstlichsten unserer Volkskunst. Sie sind noch lebendige Volkskunst.

Übrigens muß man sich einmal von den Erbauern solcher volkstümlichen Krippen erzählen lassen, wie sie alles zusammengetragen haben, wie sie schon den ganzen Sommer über jeden Baumstumpf im Wald, jeden hübschen Moosfleck und Stein darauf untersucht haben, ob sie für ihre Krippe brauchbar wären. Ich vergesse nie, wie mir der Mesner von St. Luzen in Haigerloch erzählte, daß er um Weihnachten zum Ärger seiner Frau, die dafür seine Arbeit verrichten mußte, Tag und Nacht an seiner Krippe gearbeitet habe, und wie seine Buben, von der gleichen Leidenschaft erfaßt, jeden Pfennig gespart hätten, um dem Vater zulieb neue Figuren für die Krippe anzuschaffen, und wie sie ihm dann als Soldaten sogar aus dem Kaukasus noch besonders hübsche Steine geschickt hätten, die ihm jetzt, nachdem sie später gefallen sind, zu den wertvollsten Teilen seiner großen Krippe gehören.



5. König aus der Ellwanger Krippe

Aufnahme: Freytag

DIE STIFTSKIRCHE IN TÜBINGEN

VON OTTO SCHMITT †

Der am 21. Juli 1951 unerwartet rasch verstorbene Verfasser, o. Professor der Kunstgeschichte an der Technischen Hochschule in Stuttgart, hat das Manuskript des folgenden Aufsatzes hinterlassen, das wir in memoriam des um die Erforschung der schwäbischen Kunst sehr verdienten Gelehrten zum Abdruck bringen.

Der schwäbische Anteil an der späten Gotik ist auch auf dem Gebiet der Baukunst sehr beträchtlich. Während Malerei und Bildhauerkunst ihre reichste Entfaltung in Ulm und in den Gebieten südlich der Donau fanden, ist fruchtbarster Schauplatz der spätgotischen Architektur *Niederschwaben*. Hier entstand seit 1351 der Chor von Heiligkreuz in Gmünd, ein wahrhaft schöpferischer Bau, der wesentliche spätgotische Raumprobleme in kühner Planung vorwegnimmt. Seine eigentliche Fortbildung vollzog sich allerdings weniger auf schwäbischem als auf fränkischem Boden, in den Chören von St. Sebald und St. Lorenz zu Nürnberg. Aber auch Niederschwaben erlebt seit dem frühen 15. Jahrhundert einen erstaunlichen Aufschwung, an dem – die Rolle der Reichsstädte im 13. und 14. Jahrhundert ablösend – Altwürttemberg und sein Grafenhaus entscheidenden Anteil haben: in zahlreichen Stadt- und Land-, in Kloster- und Stiftskirchen erscheint unter dem Stifterwappen an den Schlußsteinen der Gewölbe häufig auch der Schild der Grafen von Württemberg als Zeichen tätiger Unterstützung. Daß ihr Baueifer und ihr architektonisches Urteil auch außerhalb des Landes bekannt und anerkannt waren, zeigt das Straßburger Gutachten von 1419: Nach dem Tod Ulrichs von Ensingen, des Ulmer, Eßlinger und Straßburger Werkmeisters, wird zur Beratung über den Weiterbau des Straßburger Münsters neben angesehenen Meistern aus Schlettstadt und Frankfurt am Main der Hofarchitekt des Grafen von Württemberg zugezogen, ein Meister Jörg, möglicherweise ein Anverwandter des Aberlin Jörg¹, von dem gleich ausführlicher die Rede sein muß. Denn Aberlin Jörg, der von 1446 bis 1494 genannt wird und seit spätestens 1455

¹ Nach den Feststellungen von Hans Koepf ist Meister Jörg identisch mit Hänslin Jörg, dem Vater des Aberlin Jörg. (Siehe Hans Koepf in „Hie gut Württemberg“ Beil. z. Ludwigsburger Zeitung 1950, Seite 66.)



Die Tübinger Stiftskirche. Aufnahme aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts mit der alten Neckarbrücke

in Diensten Graf Ulrichs V. stand, gilt mit Recht, wenn auch vielleicht nicht als Schöpfer, so doch als einer der ersten und als besonders konsequenter Vertreter der *Stufenhalle* in der kirchlichen Baukunst unseres Landes, das heißt jener dreischiffigen Hallenkirche, deren Mittelschiff sich mehr oder weniger entschieden, immer aber ohne Eigenbeleuchtung durch eine Fensterzone über die Seitenschiffe erhebt. Die um 1436 begonnene und nach rund zwanzigjähriger Bauzeit vollendete Stuttgarter Stiftskirche ist die bedeutendste Vertreterin dieses Typus und mit dem Namen Aberlin Jörg durch einwandfreie Zeugnisse verknüpft. In der behäbigen Staffelung des Raumbildes und im schlichten Ernst der äußeren, vor allem durch das mächtige Dach bestimmten Silhouette wird dieser Typus mit Recht als etwas spezifisch und charakteristisch Schwäbisches empfunden.

In diesen historischen und kunstgeschichtlichen Rahmen gehört als sehr eindrucksvolles Dokument die Stiftskirche in Tübingen, die sich der besonderen Gunst des Grafen Eberhard im Bart erfreute. 1470 als Pfarrkirche mit dem Chor begonnen, wurde sie in engem Zusammenhang mit der Gründung der Univer-



Stiftskirche Tübingen, Lettner mit Chor Aufn.: Landesbildstelle Württemberg

sität zur Stiftskirche erhoben. Damals, in den Jahren 1476/77, war der Chor eben beendet. In unmittelbarem Anschluß folgte seit 1478 unter dem Architekten Hans Augstaindreher von Wiesensteig das Langhaus, das innerhalb weniger Jahre fertig wurde. Nur der Turm blieb von der älteren Kirche erhalten. An beherrschender Stelle über dem steil ansteigenden Neckarufer gelegen, zeigt die Kirche in ihrer äußeren Erscheinung dank der einheitlichen Firstlinie von Langhaus und Chor und der verhältnismäßig geringen Höhe des Turms eine blockhafte Geschlossenheit des Umrisses, wie sie sich bei schwäbischen Kirchen der Spätgotik häufig findet. Im Stadtbild dominiert mehr das mächtige, in breiter Schleppe über Mittelschiff, Seitenschiffe und die angereihten Kapellen hingezogene Dach als der später von Seitenhallen eingerahmte Turm, der nur einen vergleichsweise schüchternen Vertikalakzent ergibt. Vielgestaltig und kontrastreich wirkt demgegenüber das Innere. Daß der Chor höher und sehr schlank, das Schiff niedriger und

breit (fast quadratisch) ist, bildet bei Hallenkirchen hierzulande die Regel und kommt auch bei einheitlicher Bauführung (die in Tübingen nicht anzunehmen ist) oft genug vor. Offenbar hat man diese Zäsur nicht als störend empfunden, vielleicht sogar gewünscht, weil sie die liturgische Sonderstellung des „hohen“ Chors eindringlicher zum Ausdruck bringt. Bis ins 19. Jahrhundert hinein war der Kontrast noch erheblich größer, denn während der Chor von Anfang an gewölbt war, blieb das Langhaus, wie in vielen anderen schwäbischen Kirchen, zunächst flach gedeckt. Erst die Jahre nach 1866 haben diesen Zustand geändert und das Langhaus in allen Teilen gewölbt, anscheinend in Ausführung einer ursprünglich vorgesehenen, im Laufe des Baues aber aufgegebenen Planung. Sicher bot auch schon der frühere flachgedeckte Zustand jene eigenartige malerische Wirkung, jene Fülle von Licht- und Schattenwerten, in der wir einen besonderen Reiz der Tübinger Stiftskirche sehen: der fast horizontale Lichteinfall aus den großen Langhausfenstern kommt in erster Linie den Kapellen, in zweiter den Seitenschiffen zugute; das Mittelschiff, ohne Eigenbeleuchtung wie es ist, erfüllt nur mehr eine gedämpfte Helligkeit, die sich infolge seiner Überhöhung über die Seitenschiffe, gewissermaßen entsprechend seinem Vorstoß in die Dachregion, nach oben immer mehr zum Düstern wandelt. In lebhaftem Gegensatz zu dieser feinen und reichen Nuancierung steht die gleichmäßige Helligkeit des Chors, in den das Licht direkt und mehr steil als waagrecht aus riesigen Fenstern einströmt.

Beruhet die künstlerische Bedeutung der Tübinger Stiftskirche auch in erster Linie auf dem Architektonischen und hier mehr auf der Wirkung des Innenraums als des Außenbaus, so fehlt es doch weder dem einen noch dem anderen an schmückenden Zutaten von Seiten der darstellenden Künste. Am Chor sind es ein paar gute Statuen, am Langhaus die ungewöhnlichen Maßwerkreliefs der Muttergottes im Strahlenkranz und der beiden anderen Kirchenpatrone St. Georg und St. Martin, die für eine plastische Belegung des Außenbaus sorgen. Im Innern des Chors hat sich ein Zyklus lebensgroßer Apostelfiguren fast lückenlos erhalten. Dazu kommt – trotz des Bildersturms der Reformationszeit und späterer Verluste – eine nicht ganz kleine Zahl von Ausstattungsstücken der Erbauungszeit. Ein schlichtes Chorgestühl, die schöne Steinkanzel mit einem Werkmann als Träger der Treppe, der Taufstein von 1495 und als einziger von ehemals sehr zahlreichen Altären ein gemaltes Triptychon von Hans Schäußelein (1520).

Wichtiger als diese Einzelstücke sind umfangreiche Reste der alten Verglasung des Chors, die heute auf die drei Ostfenster konzentriert sind. Unverändert hat nur das mittlere seinen alten Bestand bewahrt, ein Marienleben, das Graf Eberhard im Bart vermutlich 1477 anfertigen ließ. Andere Fenster waren von Eberhards Mutter, der Pfalzgräfin Mechthild, von Angehörigen des Hofes und von Professoren der Universität gestiftet. Der ganz große, wohl in den Jahren 1475/80 entstandene Zyklus war ein Werk des elsässischen Malers Peter Hemmel von Andlau, der von 1447 bis nach 1500 als Leiter einer großen Straßburger Werkstatt nachweisbar ist, ein glänzender Zeichner und eigenwilliger Kolorist, von dem sich umfangreiche Zyklen in seiner elsässischen Heimat, in Süddeutschland und in Österreich erhalten haben.

Der Chor der Tübinger Stiftskirche hat im Zeitalter der Reformation seine Funktion geändert. War er bis dahin Standort des Hochaltars und gewiß auch eines Sakramentshäuschens, Versammlungsraum des Kapitels zu Messe und Chorgebet, vom Langhaus und der Gemeinde durch den noch stehenden Lettner geschieden, so machten ihn Herzog Ulrich und seine Nachfolger zum Mausoleum ihres Hauses, das 1495 zur Herzogswürde gelangt war. Ulrich selbst († 1550), sein Sohn Christoph († 1568) und dessen Nachfolger Ludwig († 1593) fanden mit ihren Gattinnen und mancherlei Anverwandten in Tübingen ihre Grabstätten und mehr oder weniger prunkvolle Denkmäler. Dynastisch-genealogische Gesichtspunkte veranlaßten Herzog Ulrich und Herzog Christoph, auch die Gebeine ihrer nächsten Vorfahren, teilweise auch ihre Grabmäler nach Tübingen zu überführen. 1537 gelangten die Überreste des Grafen Eberhard im Bart aus dem Kloster Einsiedeln in die Stiftskirche, wo ihm ein Denkstein in Form einer Bleiplatte mit heraldischen Emblemen in vielfarbigen Metalleinlagen errichtet wurde. Kunstgeschichtlich und künstlerisch noch bedeutender ist die aus Güterstein bei Urach stammende Grabfigur seiner Mutter Mechthild († 1482), in der wir ein Werk des großen Ulmer Bildhauers Hans Multscher aus der Zeit unmittelbar nach dem Tod von Mechthilds erstem Gatten (Graf Ludwig † 1450) sehen. An den späteren Denkmälern sind namentlich die Renaissance-Bildhauer Josef Woller, Leonhard Baumhauer und Christoph Jelin, sämtlich aus Gmünd, an den teilweise vortrefflichen Grabsteinen des frühen 17. Jahrhunderts, die sich neben älteren und jüngeren zahlreich in den Kapellen des Schiffs und in der Vorhalle der Kirche befinden, wohl auch der Meister des Tübinger Markbrunnens, Georg Miller aus Stuttgart beteiligt.

LEOPOLDO RETTI

ein herzoglich württembergischer Hofbaumeister

VON FRITZ SCHOLL

Am 17. September 1951 jährte sich zum 200. Male der Todestag des Baumeisters Leopoldo Retti, des Erbauers des Stuttgarter Neuen Residenzschlusses.

In Oberitalien geboren, wurde er als 13jähriger im Jahre 1717 von seinem Onkel Frisoni, dem Erbauer des Ludwigsburger Schlusses, zusammen mit drei Brüdern nach Ludwigsburg gerufen, wo er zunächst in der Architektur ausgebildet und nachher zu weiteren Studien, insbesondere über die neuen Regeln des Schloßbaus, nach Paris geschickt wurde. In Paris waren damals zwei bedeutende Architekten tätig, einmal Jules Hardouin Mansard, ein Neffe des großen Mansard, und Robert de Cotte. Beide waren Architekten des Königs Ludwig XV. und Lehrer an der Academie française, die unter Ludwig XIV. gegründet worden war. Als solche hatten sie die Möglichkeit, durch die Veröffentlichung ihrer Bauten in schönen Kupferstichwerken ihre künstlerischen Auffassungen in weite Kreise hinauszutragen und Einfluß auch in Deutschland auf die ganze Bautätigkeit zu gewinnen, die damals fast ausschließlich von den vielen größeren und kleineren Fürstenhöfen getragen wurde. So hat zweifellos auch Retti die Anregungen für sein ganzes späteres künstlerisches Schaffen durch sie empfangen.

Nach seiner Rückkehr nach Ludwigsburg beteiligte er sich am dortigen Schloßbau, übernahm dann aber bald die Leitung des Stadtbauwesens der neugegründeten Stadt.

Im Jahre 1731 kam eine entscheidende Wendung in das Leben Rettis. Er wurde an den Hof nach Ansbach zur Fortführung des dortigen Schloßbaus berufen. In Ansbach war kurz zuvor der junge Markgraf Karl Wilhelm zur Regierung gelangt. Seine Mutter Christine Charlotte, die bis dahin die vormundschaftliche Regierung für ihn geführt hatte, war eine Base Eberhard Ludwigs von Württemberg. Der Markgraf hatte sich mit einer Schwester Friedrich des Großen vermählt und diese königliche Verwandtschaft war sicher der Grund, daß die Hofhaltung glanzvoller gestaltet werden sollte.

Der Vorgänger Rettis in Ansbach war ein Hofkavaller, Carl Friedrich von Zocha, der viel gereist war und der seinerseits schon in Paris sich mit den Archi-



Leopoldo Retti
in seinem
37. Lebensjahr
1741 gemalt von
Nickelé
Schloß Ansbach

tekten J. H. Mansard und Robert de Cotte angefreundet hatte. Er hat deren Stil, den man in Frankreich als den der „Regence“ bezeichnet, in Ansbach eingeführt. So kam Retti in eine Welt, die durchaus seinen Auffassungen entgegenkam. Während aber Zocha sich doch sehr eng an französische Vorbilder hielt – zum Beispiel mit der Orangerie in Ansbach, die nach der Louvre-Fassade von Claude Perrault gestaltet ist – so hat sich Retti doch sehr bald als ein selbständiger Künstler von großer und vielseitiger Gestaltungskraft erwiesen.

In Ansbach wurde Retti die Leitung des gesamten Hofbauwesens übertragen. Als im Jahre 1733 Herzog Eberhard Ludwig in Ludwigsburg starb und darauf-

hin Frisoni mit einem Bruder Rettis, Paolo, der Veruntreuung von Schloßbaugeldern bezichtigt und in der Festung Hohen-Urach in Haft gesetzt wurde, verließen viele italienische Künstler den gefährlichen Boden der schwäbischen Residenz. Leopoldo Retti hat sich dies zunutze gemacht. Er holte sich die Besten, unter ihnen die beiden vortrefflichen Brüder Carlo und Diego Carlone, als Maler und Stukkateur nach Ansbach und schuf mit ihrer Hilfe im Ansbacher Schloß die berühmten Fürstenzimmer, die zum entzückendsten gehören, was das Rokoko an Innendekorationen geschaffen hat. Daß sie, die in vorbildlichem künstlerischem wie handwerklichem Können ausgeführt sind, den Krieg überlebt haben und heute



Das Stuttgarter Residenzschloß

noch in alter Pracht vor uns stehen, macht sie uns doppelt wertvoll.

Retti fand viele weitere Bauaufgaben in seiner neuen Heimat. Die markgräflichen Schlösser in Unterschwaningen und Triesdorf wurden erweitert und neu ausgestattet. Der Umbau der gewaltigen Gumbertuskirche in Ansbach als Hofkirche und die Errichtung der Hofkirchen in Unterschwaningen und Triesdorf sind vortreffliche Bauten Rettis. Aber auch der Adel des Landes bediente sich des bald anerkannten Baumeisters. So entstand unter anderen die Schloßanlage in Dennenlohe, sowie Umbauten in Kirchberg an der Jagst und in Eschenau.

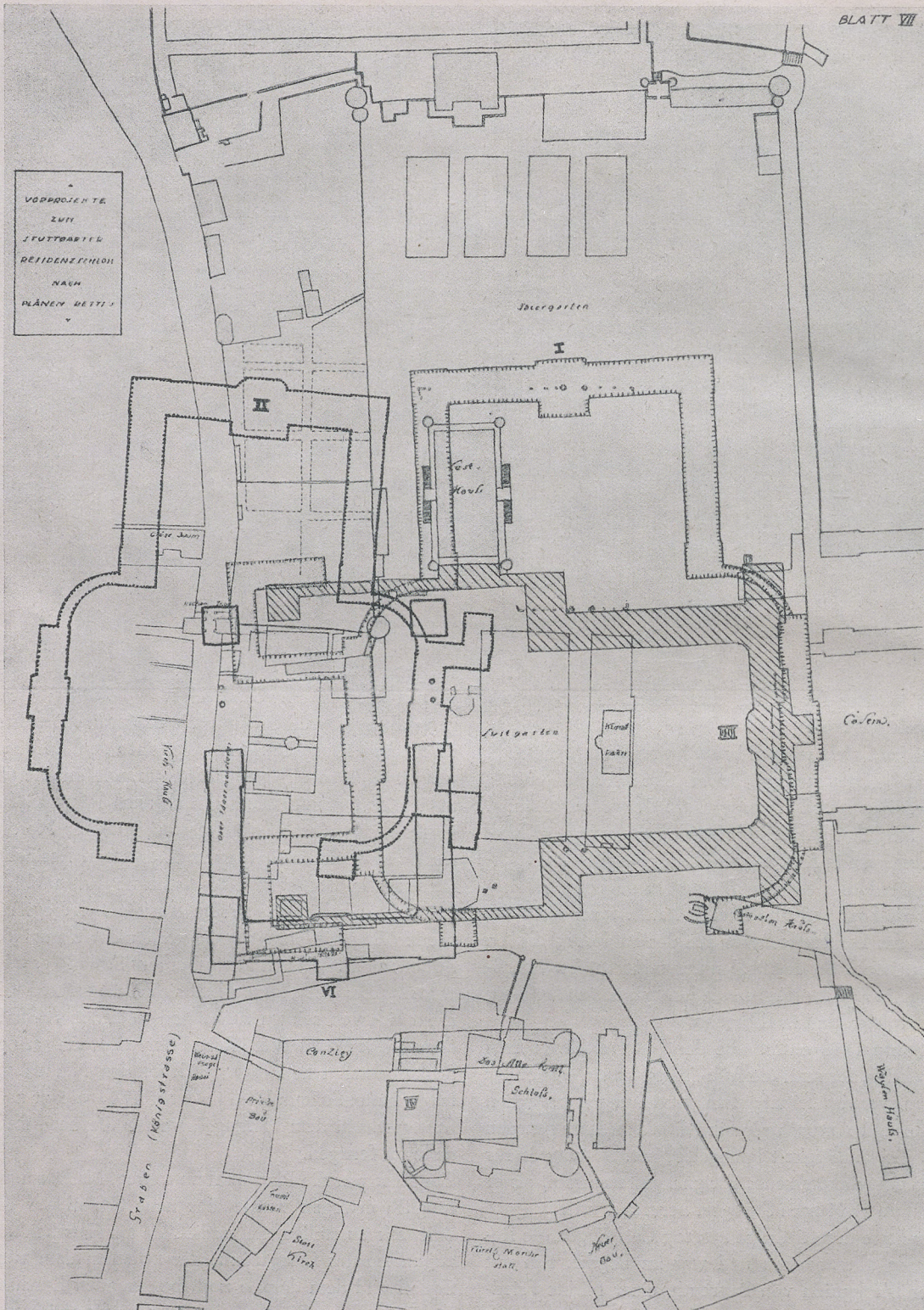
Im Jahre 1740 entbrannte der Österreichische Erbfolgekrieg, der auch die fränkischen Lande wegen der engen verwandtschaftlichen Beziehungen zwischen Berlin und Ansbach sehr in Mitleidenschaft gezogen und die Bautätigkeit lahmgelegt hat. So mag es für Retti ein willkommenes Ereignis gewesen sein, als er im Jahre 1744 nach Stuttgart berufen wurde.

Hier hatte der 16jährige Herzog Carl Eugen die Regierung übernommen und war im Begriff, sich mit einer Markgräfin von Bayreuth, einer Nichte Friedrichs des Großen, zu vermählen.

Die Bürger von Stuttgart hatten den Wunsch, daß der Sitz des Hofes von Ludwigsburg wieder nach Stuttgart verlegt wurde, und sie überreichten dem

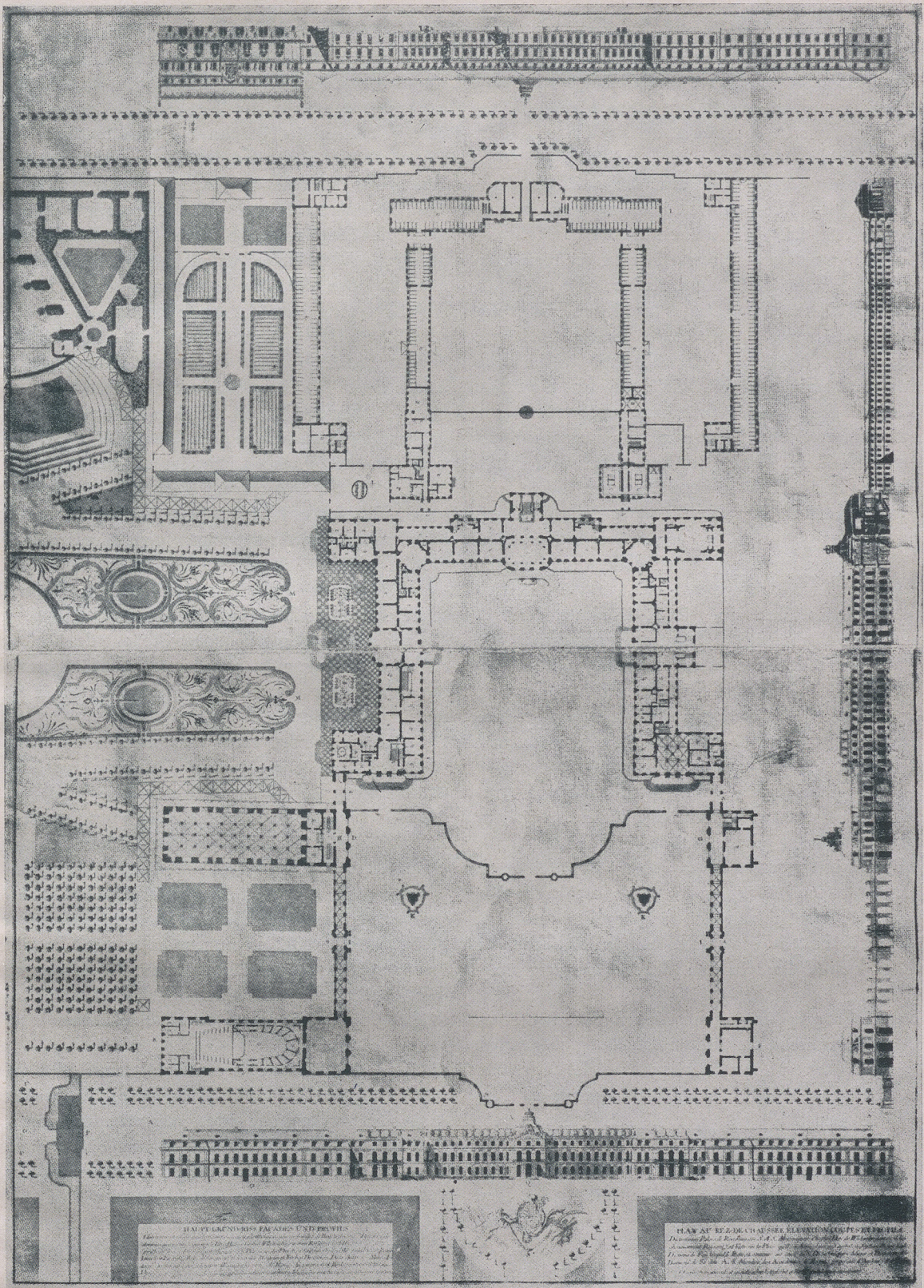
jungen Herzog ein Geschenk von 30 000 Gulden gegen das Versprechen, Stuttgart wieder zur Residenz zu machen. Das alte Schloß war aber den Anforderungen eines so üppigen Hofstaates, wie ihn die damalige Zeit des Absolutismus an allen Fürstenhöfen in Deutschland sah, nicht gewachsen. Der Herzog forderte daher die Errichtung eines neuen Residenzschlosses in Stuttgart. Der Geheime Rat und die Landschaft bekämpften diese Absicht allerdings mit großer Entschiedenheit, weil noch nicht einmal die Schulden für das Ludwigsburger Schloß gezahlt waren. Aber der Herzog ließ sich nicht beirren und erbat sich von seinem fürstlichen Vetter in Ansbach dessen Hofbaumeister Retti, der sich mit seinen Schloßbauten schon einen bedeutenden Namen gemacht hatte. So kam Retti im Jahre 1744 wieder nach Stuttgart, um dem Herzog Risse für die neue Residenz zu fertigen.

Zunächst war die Platzwahl zu treffen. Nachdem anfänglich erwogen wurde, das neue Schloß auf das Bollwerk zu stellen, fiel schließlich die Entscheidung zugunsten des Lustgartens, der zwischen dem alten Schloß und dem damals noch bestehenden Lusthaus lag. Die ersten Pläne waren sehr umfangreich und sollten neben den fürstlichen Gemächern zwölf „Appartements“, also Fürstenwohnungen, die je aus drei bis fünf Räumen bestanden, enthalten. Der Ge-



Vorprojekte zum Residenzschloß Stuttgart

I. Projekt unter Einbeziehung der Caserne (Akademie), Ehrenhof gegen die Altstadt geöffnet. — II. Ehrenhof in der Achse der Königstraße. — III. Zur Ausführung bestimmt. Gedreht um 90 Grad. Ehrenhof gegen die Königstraße geöffnet. — IV. Umbau des alten Schlosses. Der Innenhof gegen den Prinzenbau geöffnet. — V. (nicht eingezeichnet). Erweiterung des alten Schlosses in Richtung Planie. Ehrenhof gegen die Stiftskirche geöffnet. — VI. Ehrenhof gegen Cannstatt geöffnet. — VII. Wie Proj. III gerade um 90 Grad gedreht und Ehrenhof gegen Cannstatt geöffnet



Residenzschloß Stuttgart. Ausführungsprojekt. Kupferstich von Claude Lucas, Paris 1750

heime Rat wurde wegen dieses großen Aufwands vorstellig und empfahl einen Umbau des alten Schlosses, dem man eine „regelmäßige“ Fassade geben, es auch so bequem ausstatten könne, daß es den Bedürfnissen entspreche. So wurden von Retti Pläne für den Umbau des alten Schlosses gefertigt, die von dem alten Bestand nicht mehr viel übrig gelassen hätten. Die Nachwelt kann nur darüber zufrieden sein, daß diese Pläne nicht zur Ausführung kamen. Sie wurden auch vom Herzog verworfen. Er ließ neue Pläne durch Retti fertigen, die nur noch zehn fürstliche Appartements enthielten und somit eine Verbilligung des Projektes bedeuteten. Auch gegen die Einbeziehung der Akademie in die neue Schloßanlage wurden vom Geheimen Rat Einwände erhoben. Die Akademie war kurz zuvor als Kaserne von dem Artillerie-Hauptmann von Leger errichtet worden und der Rat befürchtete, daß auch noch ein Ersatz für die Kaserne gebaut werden müsse, was weitere Kosten verursache. Retti wurde vom Geheimen Rat vorgeworfen, daß er den jungen Herzog in ein Unternehmen hineinstürzen wolle, dessen Kosten von ihm zu niedrig angesetzt seien und das finanziell nicht durchzuführen sei. Retti verpflichtete sich in einer leidenschaftlichen Rechtfertigungsschrift, den ganzen Bau ohne die Innenausstattung um 500 000 Gulden zu übernehmen. Der Herzog wagte es aber noch nicht, den Widerstand seiner Räte zu brechen. Das Projekt wurde deshalb auf das kommende Jahr verschoben, zumal mit den Verhandlungen das Jahr 1744 zu Ende gegangen war. Retti kehrte nach Ansbach zurück. Aber schon im folgenden Frühjahr wurde er wieder gerufen und nachdem nochmals alle zur Erörterung stehenden Projekte – es waren deren sieben – geprüft waren, wurden nach schweren Kämpfen Bauplatz und Plan festgelegt und sofort mit den Bauarbeiten begonnen. Schon am 6. September 1745 konnte die feierliche Grundsteinlegung stattfinden.

Retti sollte von Ansbach aus die erforderlichen Pläne fertigen, während die örtliche Bauleitung eben jenem Hauptmann von Leger übertragen wurde, der seither der Berater des Geheimen Rates und somit ein Gegner des neuen Projekts war. Dies führte auch sehr bald zu Zerwürfnissen zwischen den beiden Baumeistern, weshalb sich Retti schon im Jahre 1748 in Ansbach beurlauben ließ, um die Leitung des Baus in Stuttgart selbst zu übernehmen. Er siedelte mit seiner ganzen Familie nach Stuttgart über und bezog einen der beiden Offizierspavillons der Akademie, so daß er den Bau aus der Nähe überwachen konnte.

An dem ersten Rettischen Projekt wurde bemängelt,

daß das Äußere nicht prächtig genug sei. In der Tat ist die zuerst ausgeführte Gartenseite des Schlosses schlichter als der übrige Bau. Deshalb wurde unter mehreren Architekten ein Wettbewerb über die Fassadengestaltung durchgeführt, bei dem Rettis Entwurf mit der heute gegen den Innenhof und gegen den Schloßplatz zu sehenden zarten Pilastergliederung und mit seinem reichen Figureschmuck auf der Attika den Sieg errang. Im Jahre 1748 trat auch noch der große Würzburger Baumeister Balthasar Neumann auf den Plan. Er beanstandete, daß sich der Schloßhof nicht nach der Stadt zu, also gegen das Alte Schloß öffne, wie dies den Regeln des Schloßbaus entspreche, und wie es übrigens Retti in seinen beiden ersten Projekten auch vorgeschlagen hatte. Er fertigte daher ein Projekt, bei dem die beiden schon im Bau begriffenen Flügel, der Gartenflügel und das Corps de Logis beibehalten, im übrigen aber die Mittelachse des Schlosses um neunzig Grad gedreht wurde. Es entstand dadurch eine Verdopplung der Schloßanlage, die Abmessungen angenommen hätte, die die größten Schloßbauten in Deutschland übertraf. Wegen des hierfür notwendigen ungeheuren Aufwands wurde das Projekt nicht weiter verfolgt.

Die zur Ausführung gekommene Stellung des Schlosses mit der Öffnung des Hofes gegen die Königstraße hat sich mit der weiteren Entwicklung der Stadt als die richtige erwiesen.

Die Arbeiten gingen rasch vonstatten. Schon 1749 waren der Gartenflügel und das Corps de Logis, der Mitteltrakt, unter Dach und es wurde schon die Herzogskrone für die Kuppel des Schlosses gegossen. Im Jahre 1750 reiste Retti auf Befehl des Herzogs erneut nach Paris, um sich mit dem neuesten Geschmack der Innenausstattung sowie auch der Gartenanlagen vertraut zu machen. Dort ließ Retti seinen großzügigen Schloßplan in Kupfer stechen. Er gibt uns ein Bild davon, wie das Werk mit der Gestaltung des Schloßplatzes und der Gartenanlagen nach dem Willen des Bauherrn und seines Baumeisters hätte werden sollen.

Nach der Rückkehr Rettis wurde mit dem Stadtflügel begonnen und der Pfahlrost eingebracht, der wegen des schlechten Baugrunds notwendig war. Im Gartenflügel entstand die Innenausstattung und die Arbeiten wurden weiter stark betrieben, obgleich inzwischen die Baukassen eine bedenkliche Leere aufwiesen.

Wenn wir die unter Rettis Leitung entstandenen Fürstenzimmer des Ansbacher Schlosses betrachten, so können wir uns ein Bild davon machen, welche Pracht auch in den Räumen des Gartenflügels des Stuttgarter Schlosses damals entstanden ist.

Rettis Ruf als hervorragender Baumeister war jetzt fest gegründet und brachte ihm neue schöne Aufgaben. Der Markgraf von Baden beauftragte ihn, Pläne für ein Residenzschloß in der neugegründeten Stadt Karlsruhe zu fertigen und Retti lieferte drei verschiedene Projekte, die heute noch im Staatsarchiv in Karlsruhe vorhanden sind.

Da wurde am 17. September 1751 Retti durch einen völlig unerwarteten Tod mitten aus seiner Arbeit gerissen. Er wurde in Öffingen begraben, wo sein Grabmal heute noch mit dem seines Oheims Frisoni zusammen zu sehen ist. Es war ein tragisches Schicksal, das diesen hervorragenden feinfühligsten Baumeister im Alter von 47 Jahren auf der Höhe seines Ruhmes so plötzlich ausgelöscht hat.

Sein Nachfolger wurde ein französischer Architekt, Louis Philippe de la Guépière. Er vollendete das Äußere des Schlosses im wesentlichen nach den Plänen Rettis. Der Stadtflügel kam im Jahre 1756 unter Dach. Die Innenausstattung ging aber sehr langsam weiter und wurde von ihm in dem neuen kühleren Stil Ludwigs XVI. fortgeführt. Guépière ließ in Paris ein prächtiges Kupferwerk über „die neue Residenz in Stuttgart“ stechen und veröffentlichte dieses unter

seinem eigenen Namen. So konnte es geschehen, daß die Nachwelt lange Zeit über den eigentlichen Schöpfer des Stuttgarter Schlosses, Rettis Hauptwerk, im Zweifel war.

Erst die neueste Zeit hat seinem Werk Gerechtigkeit widerfahren lassen und erkannt, daß Retti zu den feinsinnigsten und bedeutendsten Baumeistern dieses wohlhabgewogenen, zarten und zierlichen Stils des Rokoko gehört.

Ein Brand zerstörte schon im Jahre 1762 den Gartenflügel und vernichtete die prunkvollen Rokoko-Dekorationen. Carl Eugen, der die Residenz wieder nach Ludwigsburg verlegt hatte, verlor das Interesse an dem Bau und wandte sich mit seiner Baulust neuen Projekten zu. Der ausgebrannte Schloßflügel blieb viele Jahre als Ruine stehen und so kam es, daß das Stuttgarter Schloß erst mit dem Beginn des 19. Jahrhunderts seiner Bestimmung zugeführt wurde. Der Weltkrieg hat nun das Zerstörungswerk vollendet.

Hoffen wir, daß trotz aller Schläge des Schicksals die Zeit kommt, in der die erhaltene äußere Hülle des Stuttgarter Residenzschlosses mit einem neuen Inhalt erfüllt und damit das edle Bauwerk zu neuem Leben erweckt werden kann.

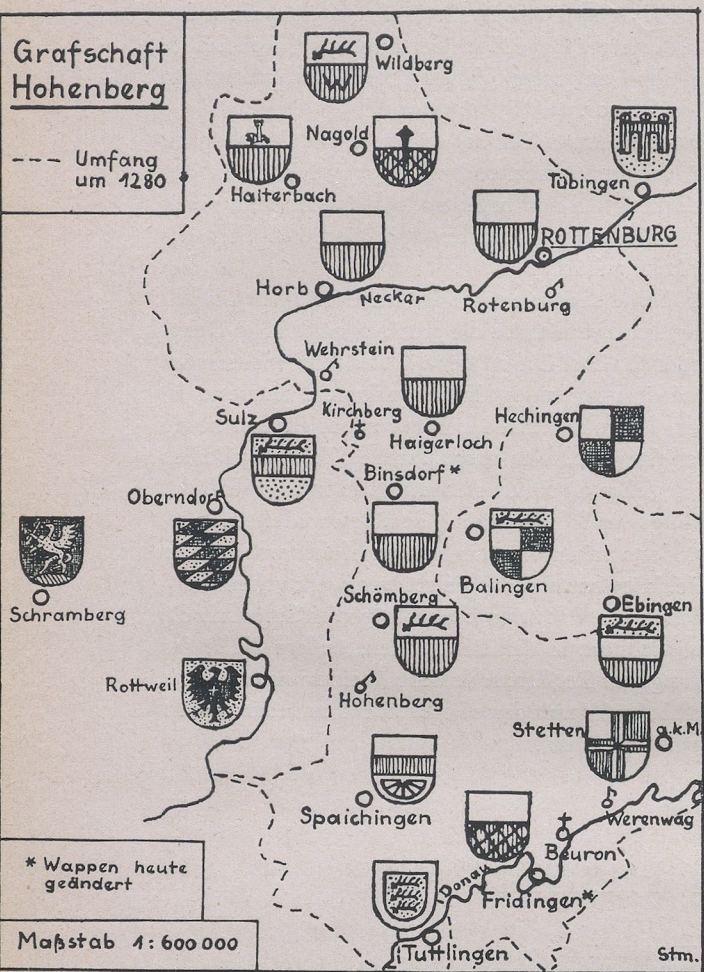
DIE GRAFSCHAFT HOHENBERG

VON EUGEN STEMMLER

Die Landschaft am Südwestzipfel der Alb, an oberem Neckar und oberer Donau ist eine geschichtlich gewachsene Einheit. Die Mehrzahl der hier liegenden Städte zeigt in ihrem Wappen ein gemeinsames Symbol: den in weiß und rot geteilten Schild der Grafen von Hohenberg. So umreißt schon die Wappenskizze ungefähr das Gebiet der ehemaligen Grafschaft Hohenberg mit Städten wie Rottenburg, Horb, Nagold, Wildberg, Haiterbach, Haigerloch, Binsdorf, Schömberg, Ebingen, Spaichingen, Fridingen, zu denen sich das teckische Oberndorf, Schramberg und Stetten a. k. M. gesellen. Landschaftlich ist es von ungemeiner Vielfalt. Im Mittelpunkt ragen die höchsten Berge der Alb, darunter der namengebende Oberhohenberg, mit steilabfallenden Nordhängen und wenig fruchtbaren Hochflächen, einst bedeckt mit ausgedehnten Forsten. Von ihnen wendet sich das reizende Beeratal nach Süden hin. Dort fließt die Donau im romantischen Tal mit den weißglänzenden Steilfelsen, von denen die Burgen Werenwag und Wil-

denstein herabgrüßen. Im Westen blaut der ernste Schwarzwald, dessen Reichtum und Zierde die dunklen Tannenwälder sind. Zwischen Alb und Schwarzwald schafft sich der Neckar einen vielgewundenen Weg nach Norden, wendet sich bei Horb nach Osten zwischen anmutigen Höhen hin, um schließlich bei Rottenburg in eine weite, fruchtbare Ebene auszutreten.

Dieser Landstrich sah schon im 1. bis 3. Jahrhundert die römischen Kohorten auf der Straße von Brigobanne (Donaueschingen) über Arae Flaviae (Rottweil) und Sumelocenna (Rottenburg) an den Limes marschieren. Er kam wieder zu Bedeutung, als nach der Vertreibung der Römer die Alamannen als endgültige Bewohner das Land besiedelten und sich gerade hier in einer ihrer größten Stammesgenossenschaften, der Bertholdsbar, zusammenschlossen. Freilich, zu einer Zeit, wo am Bodensee (Reichenau, Konstanz, St. Gallen) bereits eine reiche Kultur blühte, berichten uns die spärlichen Urkunden noch



sehr wenig aus unserer Gegend. Erst zur Zeit des Stauferkaisers Friedrich Barbarossa rückt sie ins helle Licht der Geschichte durch ein Geschlecht, das drei Jahrhunderte hier herrschte: die Grafen von Hohenberg.

Sie waren ein Zweig der Grafen von Zollern und verstanden es, aus abgesplitterten Teilen der alten Bertholdsbar sich eine Grafschaft aufzubauen, die von Tuttlingen bis Kirchentellinsfurt, von Neubulach bis zur Donau reichte, und an die Stelle der vom König ausgehenden Grafengewalt eine eigene, auf Grund und Boden beruhende Herrschaft zu setzen. Knapp ein Jahrhundert nach dem ersten urkundlichen Auftreten Graf Burkhard I., des Begründers der Hohenberger Seitenlinie der Zollern, nahm dieses Geschlecht schon eine angesehene Stellung unter dem schwäbischen Hochadel ein. So nimmt es nicht wunder, daß der Graf von Habsburg, der als König Rudolf I. den deutschen Thron besteigen sollte, seine Gemahlin aus

dem Hohenberger Hause holte: Gertrud, eine Tochter des Grafen Burkhard III. Ihr Bruder, Graf Albert II. von Hohenberg (1258–1298), ist der glänzendste Vertreter des Geschlechts, eine gewichtige Persönlichkeit sowohl auf der politischen Bühne als Berater König Rudolfs wie auch als Minnesänger in der höfischen Gesellschaft. So kometenhaft der Aufstieg der Grafen von Hohenberg war, so schnell erlosch ihr Glanz. Durch Erbteilung in der Familie verkleinerte sich ihr Besitz, die prächtige Hofhaltung und die Abfindung der zahlreichen Erbtöchter mit Geld verschlangen die Barmittel, so daß der letzte Graf der Rottenburger Hauptlinie, Rudolf III., schließlich im Jahr 1381 die ganze Grafschaft um 66 000 Goldgulden an den Herzog Leopold von Österreich verkaufen mußte.

Dies ist der entscheidende Wendepunkt in der Geschichte der Grafschaft Hohenberg. Reichte sie schon einmal mit Graf Albert II. in die deutsche und durch die Verbindung Gertruds von Hohenberg mit König Rudolf in die Weltgeschichte hinein, so wurde sie nun zu einem festen Bestandteil der habsburgisch-österreichischen Hausmacht.

Den Grundstock der späteren vorderösterreichischen Gebiete bilden die schon im 13. Jahrhundert erworbenen Besitzungen der Grafen von Habsburg rechts des Rheins, die im südlichen Schwarzwald und an der oberen Donau lagen. Nachdem die Habsburger das Herzogtum Österreich übernommen hatten, wurden ihm diese habsburgischen Besitzungen als „Herrschaft von Österreich“ angegliedert. Durch geschickte Politik, Heiraten und Käufe vergrößerte sich das Gebiet bis zur Mitte des 16. Jahrhunderts ganz beträchtlich. Trotzdem blieb es immer ein merkwürdiges Gebilde. Vorderösterreich durchsetzte den ganzen deutschen Südwesten und bildete wie die Steine in einem seichten Flußlauf eine Brücke zwischen Österreich und seinen Besitzungen im Elsaß und in Burgund; aber es wurde nie ein geschlossenes Territorium. Die Regierung für die Vorlande war gemeinsam mit Oberösterreich (Tirol und Vorarlberg) in Innsbruck. Die Grafschaft Hohenberg, ein Glied in dieser Länderkette und zwar keineswegs das unbedeutendste, war eigentlich ein getreues Abbild dieses Gebietsverbandes. Zwar war es im Zeitpunkt des Verkaufs an Österreich noch eine geschlossene und ausgedehnte Herrschaft, welche der neue Landesherr mit allen Mitteln zu erhalten trachtete. Allein nachdem im Jahr 1497 Kaiser Maximilian das Mittelstück der Herrschaft, die Grafschaft Haigerloch, gegen die den Erblanden nähergelegene Herrschaft Rätzens in Graubünden an den Grafen Friedrich von Zollern ver-

tauscht hatte, fiel Hohenberg in zwei Teile auseinander, Ober- und Niederhohenberg. Die im Jahr 1374 von den Herzögen von Teck erkaufte Herrschaft Oberndorf lag ohnedies schon als dritter Gebietsbrocken abseits und ohne unmittelbare Verbindung zum Hauptgebiet, ebenso die von Gottfried Zott von Berneck 1583 Österreich zu Lehen aufgetragene, in der Folge landsässige Herrschaft Schramberg. Hinzu kamen die Betreibungen der Ritterschaft in Hohenberg nach größerer Selbständigkeit und nach Lösung oder Lockerung der lehensrechtlichen Bindungen an das Haus Österreich. Vor allem sind es die alteingesessenen Rittergeschlechter, ehemalige Dienstmannen der Hohenberger, die sich den österreichischen Hoheitsansprüchen widersetzen. Später in Hohenberg zu Besitz gekommene Familien fühlten sich dagegen stets als treue Landsassen. Mit solchen Ritterherrschaften aber war das ganze hohenbergische Gebiet durchsetzt; tatsächlich ist es auch verschiedenen, vornehmlich am Rande gelegenen Herren gelungen, sich der österreichischen Landeshoheit ganz zu entziehen.

Während diese zentrifugalen Kräfte von innen heraus wirkten, mühten sich von außen her die starken Nachbarn, in erster Linie Württemberg, immer mehr Boden zu gewinnen. Zwar sind während der österreichischen Herrschaft nur wenige, meist geringfügige Änderungen in den Besitzverhältnissen durch vertragliche Abtretung, Kauf, Tausch und dergleichen vorgekommen, aber grundlegende Hoheitsrechte Österreichs in Hohenberg wie Forstrechte und Gerichtsbarkeit wurden schrittweise zurückgedrängt. So wurde zum Beispiel schon 1490 durch die „Ulmer Einigung“ zwischen König Maximilian und Graf Eberhard von Württemberg die Westgrenze des kaiserlichen Forsts auf der Scheer (und damit die forstliche Obrigkeit) von der Linie Möhringen-Lupfen-Durchhausen-Trossingen zurückverlegt auf die Linie Tuttlingen-Spaichingen-Schörzingen-Schömburg. Fortwährend gab es Jurisdiktionsstreitigkeiten mit den württembergischen Ämtern Tuttlingen und Balingen, Sulz und Nagold, Herrenberg und Tübingen.

So überrascht es nicht allzu sehr, wenn die Karte uns im 18. Jahrhundert ein stark verkleinertes, unzusammenhängendes Territorium zeigt, in das allenthalben freie Ritterherrschaften eingesprenkt sind. Dem Mangel an äußerer Geschlossenheit suchte die Kaiserin Maria Theresia und ihr Sohn Joseph II. durch eine Reihe durchgreifender Reformen auf dem Gebiet der Verwaltung und Justiz mit dem Ziel einer strafferen Organisation und tatkräftigeren Wahrung

der dem Haus Österreich zustehenden Rechte zu begegnen. Allein diese Anstrengungen konnten die außenpolitische Entwicklung nicht mehr aufhalten; in den napoleonischen Kriegen mußte die habsburgische Monarchie ihren Stammbesitz in den Vorlanden abtreten. Die Grafschaft Hohenberg wurde im Preßburger Frieden vom 26. Dezember 1805 von Napoleon dem Kurfürsten Friedrich von Württemberg als Lohn für das aufgezwungene Militärbündnis mit Frankreich zugesprochen.

Die Grafschaft Hohenberg, deren geschichtliche Entwicklung wir kurz skizzierten, war, wie schon erwähnt, kein selbständiges Staatswesen, sondern ein Teil der österreichischen Erblande, verfassungsrechtlich eine Provinz. Sie bildete zusammen mit der Markgrafschaft Burgau, der Landvogtei Schwaben, den fünf Donautädten Ehingen, Munderkingen, Riedlingen, Mengen und Saulgau und der Landgrafschaft Nellenburg den Begriff „Schwäbisch-Österreich“ (eine rein geographische Bezeichnung ohne verfassungsrechtliche Bedeutung) und unterstand der oberösterreichischen Regierung in Innsbruck, die ihrerseits, solange der Erzherzog von Österreich zugleich Kaiser war, von den Hofbehörden in Wien abhängig war. Maria Theresia war es, die 1752 die Vorlande neu einteilte und Schwäbisch-Österreich und damit auch Hohenberg der vorderösterreichischen Regierung in Konstanz beziehungsweise Freiburg unterstellte, die nach dem Verlust des Elsaß (1648) nur noch für den Breisgau zuständig gewesen war.

Die innere Organisation der einzelnen Herrschaften ist erst durch die thesianischen und josephinischen Reformen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts einander angeglichen und gleichgeschaltet worden. Ursprünglich bewahrte jede Herrschaft ihren historischen Charakter und ihre eigene Verwaltungsform. So hatte Österreich auch in Hohenberg beim Antritt der Herrschaft die Einrichtung des *Vogtes* übernommen, den der Graf von Hohenberg zur Verwaltung seiner Grafschaft bestellt hatte. In der Folge lag wohl das Schwergewicht auf der militärischen Seite dieses Amtes; man wird das wenigstens aus der Änderung der Amtsbezeichnung des obersten Beamten in „Hauptmann“ schließen dürfen. Dieser Titel hielt sich, auch ohne die militärische Nebenbedeutung, bis zum Ende des 17. Jahrhunderts, wo er vom „Landvogt“ abgelöst wurde. Der Vogt, Hauptmann oder Landvogt wohnte in Rottenburg und war immer adeliger Herkunft. Begreiflicherweise hing vom Verantwortungsbewußtsein der Persönlichkeit in dieser Stellung für Österreich alles ab; nicht immer kam die Regierung in Innsbruck Nachlässigkeiten in der Amtsführung ihrer

Organe in Rottenburg auf die Schliche. Und daß dreimal das höchste Amt in Hohenberg von einer Familie sozusagen in Erbpacht genommen war (Grafen von Zollern, Freiherren von Hohenberg, Freiherren von Ulm), hätte leicht zum Nachteil des Landesherrn ausschlagen können, wären nicht im 16. und 17. Jahrhundert meist sehr tüchtige Statthalter (Stellvertreter des Hauptmanns) auf dem Posten gewesen.

In der Leitung der Grafschaft wurde der Hauptmann vom Marschall (für das Finanz- und Steuerwesen), vom Landschreiber (für das Rechnungswesen) und vom Hof- und Gegenschreiber (für die Tätigung der Rechtsgeschäfte, die Renovationen und ähnliches) unterstützt. Aus dieser Arbeitsgemeinschaft, wie man sie nennen möchte, ist erst 1729 eine Behörde im modernen Sinn gebildet worden: das Oberamt der Grafschaft Hohenberg, das sich fortan aus dem Landvogt und vier Oberamtsräten zusammensetzte, denen sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts der Stadtschultheiß von Rottenburg als Kriminalinquisitor (Untersuchungsrichter) und Renovator für Hohenberg zugesellte. Das Oberamt hatte eine Kollegialverfassung, das heißt es traf seine Anordnungen durch Mehrheitsbeschluß.

Trotz der gleichen Bezeichnung kam dem hohenbergischen Oberamt in Rottenburg eine andere Bedeutung zu als den altwürttembergischen Oberämtern. Sein Amtsbezirk war größer und machte daher auch einen umfangreicheren Verwaltungsapparat notwendig. Das Gebiet der Grafschaft Hohenberg war zudem kein einheitlicher Verwaltungsbezirk, sondern aufgeteilt in Obervogteiämter, Stadtbezirke, Domänen und andere Ritterherrschaften. Über all diesen stand das Oberamt als vorgesetzte Behörde, war also Mittelbehörde.

Als untere Verwaltungseinheiten sind einmal die *Kameralherrschaften* zu betrachten, jene Teile der Grafschaft also, die unmittelbar österreichischer Besitz waren: die Landschaft Niederhohenberg, für welche das Oberamt gleichzeitig Niedergerichtsbehörde war, die Obervogteiämter Horb, Oberndorf, Spaichingen (Landschaft Oberhohenberg), das Stadtschultheißenamt Schömberg und die Justizbeamtung Binsdorf. Eine zweite Gruppe bildeten die „Dominien“, landsässige Ritterherrschaften, die mit allen Rechten außer Niedergericht und Patronat der österreichischen Landeshoheit unterworfen waren, wie die Herrschaften Schramberg, Werenwag und Kallenberg, Frommenhausen, Obernau, Nordstetten und Gunningen. Schließlich „respizierte“ das Oberamt alle anderen im hohenbergischen Territorium liegenden hochade-

ligen, ritterschaftlichen und geistlichen Besitzungen, soweit sie wenigstens das Haus Österreich als Landesherrn anerkannten; dazu zählte zum Beispiel die hohenzollerische Herrschaft Wehrstein, die salmannsweilerische Herrschaft Stetten a. k. M., die später an die Grafen von Bissingen verkaufte Jesuitenherrschaft Dotternhausen und viele andere kleinere Herrschaften. Ein buntgewürfeltes Bild, so recht ein Abbild des großen, ebenso uneinheitlichen Reiches!

Man brachte sie aber alle unter einen Hut oder wenigstens an einen Tisch, die städtischen Syndici, die bäuerlichen Dorfschultheißen, die ritterschaftlichen Patrimonialbeamten, die klösterlichen Amtmänner – außer jenen natürlich, die zur Reichsritterschaft oder zum Schwäbischen Kreis steuerten –: auf den Landtagen der schwäbisch-österreichischen Stände, die seit 1518 zusammentraten, vom 17. Jahrhundert ab ständig in Ehingen a. D. Dort berieten sie über Steuerfragen und gerechte Verteilung der Kriegslasten, seit dem 18. Jahrhundert auch über Wohlfahrtsangelegenheiten. Die Durchführung der ständischen Beschlüsse war in die Hände von Selbstverwaltungsorganen in den einzelnen Landesteilen gelegt.

Weitgehende Selbstverwaltung ist besonders kennzeichnend für die hohenbergischen wie überhaupt für die vorderösterreichischen Städte. Sie wurzelt in einem treu, ja eifersüchtig bewahrten Erbe des Mittelalters, den großzügig gewährten und immer wieder erneuerten Privilegien der Kaiser. Trotzdem hat das Recht, ihre Angelegenheiten im Rahmen der allgemein geltenden Gesetze nach eigenem Gutdünken zu regeln, bei den hohenbergischen Städten nicht jenes freie Selbstbewußtsein, jenen Bürgerstolz hervorgebracht, der zum Beispiel den Reichsstädten eigen ist. Eine überdurchschnittliche Regsamkeit oder Initiative, sei es auf geistigem, kulturellem oder wirtschaftlichem Gebiet, ist bei keiner von ihnen zu bemerken, abgesehen von der Glanzperiode des Regiments der Erzherzogin Mechthild in Rottenburg (1463–1482). So sind sie stets brave Landstädte geblieben. Hohenberg war eben doch nur „Provinz“ und ermangelte des stimulierenden Einflusses eines im Lande residierenden Fürsten.

Noch im 18. Jahrhundert zählte Hohenberg nur sechs Städte. Die größte, reichste und bedeutendste war *Rottenburg*, seit Mitte des 13. Jahrhunderts der Verwaltungsmittelpunkt der Grafschaft, Sitz des Landvogts, der seit Anfang des 16. Jahrhunderts auf der Burg in der Stadt wohnte, und des Landgerichts, später des Kriminalgerichts für die Grafschaft Hohenberg; im 18. Jahrhundert war sie eine der vier Direktorialstädte bei den schwäbisch-österreichischen Land-

ständen; Rottenburgs Reichtum beruhte auf seiner Markung, der größten in Hohenberg, mit einem ausgedehnten Stadtwald im Gebiet der freien Pürsch am Rötenberg.

Die älteste Stadt in der Herrschaft Hohenberg war wohl *Horb*, erstmals um die Mitte des 12. Jahrhunderts im Schenkungsbuch des Klosters Reichenbach genannt, von den Pfalzgrafen von Tübingen Anfang des 13. Jahrhunderts zur Stadt erhoben. Der Jurisdiktion des Stadtmagistrats unterstanden außer der Stadt die vier „Spitalflecken“ Altheim, Grünmetstetten, Ihlingen und die Hälfte von Salzstetten, so daß der seltsame Fall eintrat, daß der Niedergerichtsbezirk der Stadt größer war als der des Obervogtei-amts Horb, das nur für die zwei Orte Eutingen und Bildechingen zuständig war.

Der Stadt *Schömburg*, aus dem Besitz der Grafen von Zollern stammend, die noch in der Mitte des 13. Jahrhunderts dort Rechte besaßen, ging trotz ihrer Kleinheit (1804 erst 1211 Einwohner) eine gewisse Bedeutung nicht ab, die sich von ihrer Schlüsselstellung zwischen Ober- und Niederhohenberg einerseits, zwischen Hohenzollern und Württemberg andererseits herleitete. Ihr Jurisdiktionsbezirk beschränkte sich auf die Stadtmarkung, es war also nach heutigen Begriffen ein Stadtkreis.

Ähnliches gilt von der kleinsten Stadt in Hohenberg, *Binsdorf* (1804 zählte es mit dem Kloster Kirchberg und dem Bruderhaus Bernstein zusammen 633 Seelen). Auch Binsdorf war ursprünglich zollernscher Besitz. Seine Schicksale sind eng mit denen Schömburgs verbunden, da schon sehr früh ein gemeinsamer Schultheiß (mit zwei getrennten Magistraten) die beiden Städte verwaltete. Erst 1788 erhielt Binsdorf durch die Justizreform Josephs II. einen eigenen Justizbeamten (nicht Stadtschultheißen).

In der südlichsten Ecke des hohenbergischen Landes lag das Städtchen *Fridingen*. Es war ursprünglich der Sitz des herrschaftlichen Obervogts und Kellers von Oberhohenberg; im Jahr 1688 übersiedelte das Obervogteiamt, wohl wegen der abseitigen Lage, in den zentraler gelegenen Marktflecken Spaichingen. Zudem unterstand der südlich der Donau gelegene Teil der Fridinger Markung nicht einmal der österreichischen Landeshoheit, sondern dem Freiherrn von Enzberg zu Mühlheim. Wie Binsdorf besaß auch Fridingen keine eigene Gerichtsbarkeit, offenbar wegen des Unvermögens, die entsprechenden Beamten zu besolden.

Die sechste Stadt in Hohenberg war *Oberndorf*. Sie war die kürzeste Zeit im Verband der Herrschaft. Am Ende des Jahres 1374 kam sie durch Kauf an Graf

Rudolf von Hohenberg, vier Jahre danach war sie schon an die schwäbischen Reichsstädte verpfändet. Fortan löste eine Verpfändung die andere ab. Erst von 1785 an war Oberndorf mit seinen vier zugehörigen Dörfern eine rein österreichische Herrschaft mit einem Obervogt.

Früher allerdings war die Grafschaft reicher an Städten gewesen. Der Kaufbrief von 1381 führt außer den genannten auf: *Hohenberg*, das Städtlein (noch im Urbar von 1578 genannt, später abgegangen), *Nusplingen*, die Stadt (zur Herrschaft Kallenberg gehörig, noch im 17. Jahrhundert Stadt genannt), *Ow* (= *Obernau*), das Städtlein (diese Bezeichnung trug es bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, obwohl es schon längst keinerlei Stadtrechte mehr hatte), *Haigerloch*, beide Städte (1497 an Hohenzollern abgetreten), *Ebingen* und *Dornstetten*, beide Städte mit der Losung (1367 beziehungsweise 1320 an Württemberg verkauft). Andererseits sind die beiden bedeutenden Marktflecken *Spaichingen* und *Schramberg* erst in württembergischer Zeit Städte geworden. Spaichingen erhielt 1828 die Erlaubnis, das angeblich 1813/15 verliehene Stadtprädikat weiter zu führen. Schramberg wurde 1867 die Bezeichnung Stadt verliehen.

Älter als die Städte sind die Burgen, an denen es in der vorwiegend bergigen Landschaft nicht mangelte. Die Mehrzahl davon lag in Oberhohenberg, fast alle sind in dem Kaufbrief von 1381 namentlich aufgeführt. An erster Stelle steht die Burg *Hohenberg* (Gemeinde Denkingen), die Stammburg der Grafen von Hohenberg, die 1449 von den Rottweilern zerstört wurde. Ihr Gegenstück ist die *Rotenburg* (die heutige Weilerburg), der Stammsitz der Rottenburger Linie der Hohenberger Grafen und vermutlich die Geburtsstätte der Königin Anna, der Gemahlin Rudolfs von Habsburg; sie wurde 1407 von den Zollern verheert und 1624 vollends abgebrochen. Die Burg von *Haigerloch*, der Stammsitz der Grafen von Zollern-Haigerloch, später ein beliebter Wohnsitz der Grafen von Hohenberg, steht heute noch stolz über dem engen Eyachtal. Eine vierte Hohenbergerburg war *Neu-Hohenberg* bei Fridingen, die 1334 erstmals urkundlich vorkommt.

Daneben erhoben sich hier und dort Burgen, auf denen Dienstmannen und Lehenleute der Grafen von Hohenberg saßen: *Kallenberg* bei Fridingen a. D., *Werenwag*, *Webingen* die Feste, *Neckarburg* bei Rottweil, *Waseneck*, die Feste bei Oberndorf, *Wehrstein*, die Feste bei Empfingen (Hohenzollern), *Isenburg*, die Feste bei Horb, *Urnburg*, die Feste bei Weitingen. In die Grafschaft Hohenberg gehörten ferner

die Burgen *Leinstetten* und *Frundeck* (bei Ahdorf, abgegangen). – Von allen genannten Burgen stehen heute nur noch zwei unversehrt: Haigerloch und Werenwag; von manchen ist selbst der Name ganz verschwunden.

Verschwunden sind heute auch alle Klöster und Stifter, deren es eine stattliche Anzahl in der Grafschaft gab. Ihre Bedeutung reicht freilich in keiner Weise an die der großen Klöster etwa in Oberschwaben oder im Schwarzwald heran, deren Einfluß nicht zuletzt durch ihren ausgebreiteten Besitz weit über ihre Umgebung hinausreichte. Nur ein einziges Kloster in Hohenberg, das Dominikanerinnenkloster *Kirchberg* (Gemeinde Renfrizhausen, Kr. Horb), ist bei der Betrachtung des hohenbergischen Territoriums als raumbildende Kraft zu werten: sein Gebiet, so unbedeutend es im Verhältnis war, gehörte zu keiner Kameralherrschaft, die Vogtei stand den Grafen von Hohenberg beziehungsweise Österreich zu. Es ist die erste Klostergründung auf hohenbergischem Boden (1237), eifrig gefördert von den Grafen von Hohenberg. Diese treten bei keinem Kloster als Stifter auf, höchstens als Schutzzögte, aber viele Klöster verdanken ihnen reiche Schenkungen an Grund und Boden und erlangten weitgehende Freiheiten und Privilegien. Kirchberg war die Grabstätte für mehrere Glieder des Hohenberger Grafenhauses, ebenso wie das 1252 gegründete Dominikanerinnenkloster *Reuthin* (bei Wildberg Kreis Calw), das aber später nicht mehr zur eigentlichen Grafschaft Hohenberg gehörte.

Außer drei abseits von Ortschaften begründeten Klostersiedlungen, dem Paulinerkloster *Rohrhalden* (Gemeinde Kiebingen, abgegangen) und den Waldbrüderhäusern *Bernstein* (bei Kloster Kirchberg) und *Dettingen* (Kreis Tübingen) entstanden alle übrigen Klöster in den Städten der Grafschaft. Das älteste ist wohl das Augustinerkloster in *Oberndorf*, dessen Gründung als Frauenkloster (um 1264) noch in die Zeit der Herzöge von Teck fällt. Mit besonderer Förderung der Grafen von Hohenberg begann 1281 der Bau des Karmeliterklosters in *Rottenburg*, das nach elf Jahren eingeweiht werden konnte. Diese Stadt war überhaupt reich an Klöstern: im 17. Jahrhundert gesellte sich zu den Karmelitern noch ein Kapuzinerkloster (1622) und ein Jesuitenkolleg (1649). Eine Lieblingsstiftung der Grafen von Hohenberg war das Chorstift St. Moritz in *Rottenburg-Ebingen*, das um 1320 errichtet und zum Erbbegräbnis der Familie bestimmt wurde. Ein weiteres Chorstift errichtete Graf Rudolf III. von Hohenberg im Jahr 1387 zu *Horb*. Mit Ausnahme des Jesuitenkollegs zu Rottenburg und des Paulinerklosters in der Rohrhalden,

die 1773 beziehungsweise 1786 durch die Aufklärung säkularisiert wurden, erhielten sich alle diese Stiftungen bis 1806; nach dem Übergang Hohenbergs an Württemberg wurden auch sie aufgehoben.

Schließlich finden wir in Hohenberg auch die Beginenhäuser oder „Sammlungen“, jene charakteristische Ausprägung mittelalterlicher Frauenfrömmigkeit, sehr zahlreich vertreten. In *Rottenburg* gab es ihrer drei: die Klausen beim Sülchertor (Anfang des 14. Jahrhunderts bis 1496), die Klausen Sülchen (vor 1384 bis 1643), und die Obere Klausen (nach 1339 bis 1782). In *Horb* bestand die obere Sammlung der Dominikanerinnen (um 1282 bis 1806) und die mittlere Sammlung der Franziskanerinnen (um 1292 bis 1779). Auch *Oberndorf* hatte einen Dominikanerinnenkonvent (vor 1332 bis 1806), ebenso *Hirrlingen* (1358 bis 1781). Die Mehrzahl der übrigen Sammlungen oder Klausen hatte nur eine kürzere Lebensdauer: *Kiebingen*, *Dettingen*, *Nordstetten*, *Eutingen*, *Altheim* bei Horb, *Altoberndorf*, *Bochingen*, *Waldmössingen*, *Binsdorf*, *Dotternhausen*, *Dürbheim*, *Egesheim*, *Delkhofen*.

Werfen wir zum Schluß noch einen Blick auf das wirtschaftliche Leben der Herrschaft Hohenberg! Bis ins 18. Jahrhundert ernährte sich die Bevölkerung fast ausschließlich von der Landwirtschaft. Was nicht von den weiten Wäldern bedeckt war, wurde für den Ackerbau genutzt; dabei war offensichtlich Niederhohenberg von der Natur mehr begünstigt als Oberhohenberg. Um den Unterschied der Bodenbeschaffenheit in den beiden Gebietsteilen anschaulich zu machen, sagt eine Beschreibung von 1806, in Niederhohenberg könne die Frau mit zwei Kühen den Pflug regieren, während in Oberhohenberg der Bauer mit sechs Pferden kaum zu Streich komme. Die Haupterzeugnisse waren Getreide, Heu und Obst, von ersterem in Niederhohenberg vorzüglich die Gerste, die nicht nur an Ort und Stelle zum Bierbrauen verwendet, sondern auch nach auswärts verkauft wurde. Ursprünglich überwog der Weinbau in den milden Lagen Niederhohenbergs den Ackerbau ganz erheblich, er scheint erst im 18. Jahrhundert der auch vom Staat geförderten intensiveren Ackerbauwirtschaft Platz gemacht zu haben. In Oberhohenberg ist neben das Getreide schon sehr früh die Kartoffel getreten, die in dem mageren Boden noch am besten gedieh. In der Herrschaft Schramberg war der Wald der bestimmende Faktor: Haupterwerbsquelle war das Holz, der Ackerbau mußte hier der Viehzucht weichen. Während sonst überall in Hohenberg kleine und mittlere Bauernstellen vorherrschten, gab es im Schrambergischen noch große Bauernhöfe.

An Bodenschätzen war Hohenberg nicht besonders reich. Im Beeratal wurde um 1700 begonnen, Bohnerze zu schürfen, die im Eisenwerk Bärenthal (Gemeinde Egesheim) und im Eisenhammer Harras (Gemeinde Wehingen) verarbeitet wurden; die Produktion wurde 1832 stillgelegt, wohl weil die Vorkommen doch zu gering waren. Auch in Schramberg befand sich ein Eisenhammer, in dem die im Bärenthal geschmolzenen Masseln (Roheisenbarren) geschmiedet wurden.

Daneben stand das Handwerk in hoher Blüte, vor allem in den Städten Rottenburg, Horb, Oberndorf, Spaichingen und Fridingen, wo es in Zünften zusammengeschlossen war. Durchweg produzierten jedoch die Handwerker nur für den Bedarf der Mitbürger; daneben baute jeder seine Äcker, Wiesen oder Weinberge. Spinnen von Flachs und Hanf, Stricken und Sticken bot vielfach als Nebengewerbe oder Heimarbeit Gewinn. Spinnerei und Weberei war auch das einzige, was vom letzten Viertel des 18. Jahrhunderts an fabrikmäßig betrieben wurde. Es existierte eine Florettseidenfabrik zu Rottenburg (errichtet 1787), drei Seidenspinnereien zu Spaichingen, eine Baumwollspinnerei und Musselinstickerei in der Herrschaft Werenwag und eine Leinwandhandlung zu Schram-

berg. Handel und Industrie konnten allerdings in Hohenberg nie auf die Höhe kommen, da die Herrschaft verkehrstechnisch kaum erschlossen war. Nur zwei „Commercialstraßen“ führten durch die Grafschaft: eine von Tübingen über Rottenburg, Horb, Oberndorf, Schramberg nach dem Breisgau und Elsaß, die andere von Norden über Schömburg und Spaichingen in die Schweiz. Letztere war die Poststraße, berührte aber Oberhohenberg auf so kurzer Strecke, daß die Stationen außerhalb der Grafschaft lagen.

In der Grafschaft Hohenberg zeigt sich uns das Bild eines idyllischen, sich selbst genügenden und in sich zufriedenen Ländchens. So weltabgeschlossen war es freilich nicht, daß es nicht auch den Wellenschlag der großen Ereignisse, der geistigen Bewegungen wie Reformation und Aufklärung, und der materiellen Nöte, Seuchen, Teuerungen und Kriege, in ihrer ganzen Wucht verspürt hätte. Im großen und ganzen ging es aber doch ohne grundstürzende Umwälzungen ab. Es hat trotzdem im 19. Jahrhundert den Anschluß nicht verpaßt, sondern sich geschickt in die neuen Verhältnisse in Württemberg eingegliedert. Namen wie Mauser, Junghans, Eugen Bolz zeugen dafür.

Erdgeschichtliches vom Schwabenland

VON FRITZ WEIDENBACH

Unser Schwabenland gehört zu den geologisch am besten erforschten Gebieten. Der klare und einfache Aufbau der Erdschichten in diesem Teile unserer deutschen Heimat hat von jeher Naturliebhaber zu geologischen Forschungen angereizt. Wie die Blätter eines Buches, so liegen die Gesteinsformationen als erdgeschichtliche Dokumente schön geordnet übereinander, jeweils die jüngeren über den älteren. Da aber die Schichten nicht so, wie sie ursprünglich abgelagert wurden, ganz horizontal liegen, sondern durch innenbürtige Kräfte leicht schräg gestellt wurden, treten auch die ältesten Gesteine zutage, und zwar gerade dort, wo das Land am höchsten herausgehoben wurde, im Schwarzwald und im Odenwald. Wir beginnen also unsere Wanderung hier, um uns dann nach Osten beziehungsweise Süden wendend immer jüngeren Formationen zu widmen.

Das Grundgebirge

Die ältesten Gesteine unserer südwestdeutschen Heimat sind die *Gneise*. Sie verdanken ihre Entstehung

gebirgsbildenden Vorgängen, bei denen sowohl Schichtgesteine, wie auch Erstarrungsgesteine in großer Tiefe unter großem Druck und hoher Temperatur metamorph verändert, das heißt umkristallisiert, verknetet, ineinandergefaltet und zum Teil völlig aufgeschmolzen wurden. Wir wissen wenig über die Ereignisse im einzelnen, die sich in dieser – oft mit Recht grau genannten – Vorzeit abspielten, und wir wollen auch die unendlichen Zeiträume des Kambriums, Silurs und Devons überspringen, von denen in unserem Land keine Ablagerungen erhalten blieben. Erst während des *Karbons*, also Hunderte von Jahrmillionen nach der Gneisbildung, zu der Zeit, als sich unter feuchtwarmen Klimabedingungen in Sumpfwäldern die Steinkohlenlager unseres Ruhrgebiets und an der Saar bildeten, drangen die *Granite* des Odenwalds und Schwarzwalds aus der Tiefe in die Gneise ein, die damals erneut zu dem durch Mitteleuropa ziehenden „Varistischen Gebirge“ aufgefaltet waren. Aber auch dieses Gebirge wurde in unserem Gebiet wieder abgetragen. Gneise und Granite, welche das

Grundgebirge bilden, wurden eingeebnet und auf der sogenannten „Abrasionsfläche“ lagerten sich nun die nicht mehr umgewandelten, jüngeren Schichtgesteine ab.

Das Rotliegende

Dem Erdaltertum (Paläozoikum) noch angehörend, füllt das *Rotliegende* weit ausgedehnte Talsysteme mit vielen hundert Meter Tiefe (Sulz, Schramberg, Baden-Baden), die in das Grundgebirge eingeschnitten waren. Die feinen Schiefertone und groben Arkosen stellen das Verwitterungs- und Abtragungsprodukt des Vindelizischen Gebirges im Süden dar. Es muß ein heißes Klima damals geherrscht haben, darauf weist die rote Farbe hin, die von wasserarmen, dreiwertigen Eisenoxiden herrührt. In der Rotliegendzeit herrschte rege vulkanische Tätigkeit, ihr verdanken die Quarzporphyre von Dossenheim, Baden-Baden, Münstertal und so weiter, sowie die Porphyrtuffe des Murgtales ihre Entstehung.

Zur *Zechsteinzeit* drang das Meer von Norden her in einer kleinen Bucht bis in die Gegend der Enz nach Süddeutschland vor. Durch Bohrungen bei Dürrmenz-Mühlacker, Erlenbach bei Heilbronn und Ingelfingen sind bunte Letten und Dolomite des Zechsteins erschlossen worden. Zur Bildung von Kalisalzen, wie im mitteldeutschen Raum, kam es aber bei uns nirgends.

Der Buntsandstein

Das Mittelalter der Erdgeschichte (Mesozoikum) wird eingeleitet durch den *Buntsandstein*, der im nördlichen Schwarzwald die Grundlage für die weit ausgedehnten dunklen Tannenwälder bildet. Die Buntsandsteinböden gehören ja bekanntlich zu den ärmsten; nicht umsonst hat man den Buntsandstein deswegen als nationales Unglück bezeichnet. Dazu kommt in den hohen Lagen noch die Ungunst des Klimas für Kulturpflanzen. Es ist daher nicht verwunderlich, daß die steilen Hänge ganz dem Wald überlassen sind. In den tief eingeschnittenen Schwarzwaldtälern nutzen die Bauern, allerdings den noch einigermaßen ertragreichen unteren Buntsandstein landwirtschaftlich als Hangwiesen und kärgliche Äcker, und auf den Höhen des etwas nährstoffreicheren Plattensandsteins und des Röt sind da und dort kleinere Siedlungen der Waldbauern entstanden. Der mittlere oder Hauptbuntsandstein dagegen hat von Haus aus so wenig Nährstoffe, daß er in ebener Lage auf den niederschlagsreichen Höhen des Nordschwarzwaldes die Grundlage für ausgedehnte Miesen und Hochmoore (Hornisgrinde) bildet, aus denen sich durch randlich stärkeres Wachstum der Moorvegetation sogar stehende Gewässer bilden (Hohlohsee).

Die Mächtigkeit des Buntsandsteins beträgt bei Villingen-Schramberg nur mehrere zehn Meter, schwillt dann aber gegen Norden rasch an und erreicht in der Gegend des unteren Neckars bereits 500 Meter. Auch während der Buntsandsteinzeit herrschten bei uns wohl wüstenähnliche Verhältnisse vor. Die rote Farbe der Gesteine deutet auf ein warmes Klima hin. Der unter tropischen bis subtropischen Bedingungen entstehende Verwitterungsschutt des „Vindelizischen Gebirges“ wurde von großen Strömen weit ins „Germanische Becken“ hinein verfrachtet. Zeitweise waren diese Ströme sicherlich zu mächtigen Fluten angeschwollen, die wohl in der Lage waren, neben Sand auch gröberes Material zu transportieren. Solchen stärkeren Wasserfluten verdanken das „Eck'sche und das Hauptkonglomerat“ – die sogenannten „Gaggelesteine“ des Schwarzwälders – ihre Entstehung.

In den ungeheuren Massen des antransportierten Schuttes fanden die Wasserfluten natürlich keine Möglichkeit zur Schaffung eines geschlossenen Bettes, vielmehr waren die Ströme stark verwildert, das heißt in zahlreiche einzelne Bäche und Flüsse aufgespalten, die sich an der einen Stelle gabelten und an anderer Stelle wieder vereinigten.

Gewiß ist es da und dort auch zur Bildung von stehenden Gewässern, großen Wasserlachen und flachen Seen gekommen, welche die Grundlage für ein bescheidenes Leben boten. Bewegungsspuren und Knochen großer Landsaurier sind Beweise dafür, daß die Landschaft nicht ganz ohne Leben war. Aber die in den Gerölllagen vorkommenden Windkanter beweisen andererseits, daß die vom Wasser hergebrachten Sandmassen vom Wind übers Land getrieben wurden, das demnach größtenteils völlig vegetationslos war.

Der Muschelkalk

Wandern wir nun von den Schwarzwaldhöhen weiter nach Osten, so betreten wir die vollkommen andersartige Landschaft des Muschelkalks, der sich als breites Band vom Klettgau über die Baar, das Heckengäu, Obere und Strohgäu hinüberzieht zur Hohenloher Ebene, zum Taubergrund und ins Bauland. Hier bietet sich allenthalben dem Wanderer ein weiter, offener Blick ins Land bis hinüber zu den weißen Bergen der Schwäbischen Alb. Die fruchtbaren Felder der Gäulandschaft haben von jeher dem Menschen bessere Lebensbedingungen geboten, zahlreiche schmucke Dörfer legen Zeugnis ab von der Leistungsfähigkeit der Böden. Allerdings sind die Flächen des Gäues und vor allem des Hohenloher Landes größtenteils mit den Schichten des Lettenkeupers und Löß überdeckt. An den Hängen der felsigen Täler des



Buntsandstein-Tafelberge über der Abrasionsfläche des Grundgebirges:
Blick von der Sulzburger Steige bei Alpirsbach gegen Süden

Neckars, der Jagst und des Kochers, der Rems und der Enz, wo der Muschelkalk blank zutage tritt, ist aber nur eine dürrtge Bodendecke vorhanden. Die Kalksteine werden von den Bauern mühsam aus dem Boden ausgelesen und zu mächtigen Steinriegeln aufgehäuft, auf denen sich dann Schlehen, Hagenbutten und andere dornige Heckengewächse ansiedeln. Wer aber glaubt, daß die steinigen Äckerle zwischen den Steinriegeln die Mühe nicht lohnen, der gehe an den Neckar oder ins Taubertal und schaue sich die Weinberge an, die einen Tropfen hervorbringen, der sich unter den deutschen Edelweinen wohl sehen lassen kann.

Es braucht nicht besonders erwähnt zu werden, daß die Muschelkalkformation eine Meeresablagerung ist; darauf weisen ja die vielen Muscheln, Ceratiten, Seelilien und andere Meeresbewohner hin, die dem Gestein seinen Namen gaben. Das Muschelkalkmeer war jedoch nur ein begrenztes, verhältnismäßig flaches Meeresbecken, das zum Weltmeer über die Oberschlesische Pforte einerseits und über die Burgunder Pforte andererseits Verbindung hatte. Zeitweise waren diese Verbindungswege so eng, daß das Meerwasser in dem Binnenmeer unter trockenwarmem Klima eindampfte. So entstanden im mittleren Muschelkalk Gips- und Salzlagerstätten, die beispielsweise in Heilbronn, Kochendorf, Rappenaun und Wimpfen, aber auch am Hochrhein bei Rheinfelden der Salzgewinnung dienen.

Wo der mittlere Muschelkalk durch tiefe Täler angeschnitten wurde, sind die löslichen Salze größtenteils ausgelaugt worden, und die darüberliegenden Kalke des oberen Muschelkalks sind in Dolinen nachgestürzt. Die Sickerwässer haben die dabei entstandenen Klüfte noch erweitert, zu größeren Höhlenbildungen

kam es aber nirgends. Immerhin versickern überall kleinere Bäche und zuweilen auch Flüsse, und weite Gebiete des Muschelkalks sind, wie es sich für eine richtige Karstlandschaft gehört, übel mit Wasser versorgt. Größere Quellen treten nur in den Tälern auf und sind leider nur zu oft verseucht. So sind die Siedlungen auf der Hochfläche oft auf die kümmerlichen Quellenaustritte aus dem Lettenkeuper angewiesen, der die Muschelkalkebene weitflächig überdeckt.

Der Keuper

Der Lettenkeuper deutet den Rückzug des Meeres an, mergelige und dolomitische Schichten wechseln mit Sandsteinbänken, die von Strömen abgelagert wurden, die von Süden her in das weichende Meer einmündeten. Dünne Schmitzen von Kohle sind die fossilen Zeugen von einst weit verbreiteten Lagunen und Sümpfen, an deren flachen Ufern Schachtelhalme und Farne üppig gediehen. Sie haben der Formation den früher üblichen Namen „Lettenkohle“ eingebracht, der zu so vielen Mißverständnissen führte, und leider auch völlig hoffnungslose Bohrungen auf Steinkohle veranlaßte. Immerhin wurden vereinzelt größere Schmitzen für den örtlichen Hausgebrauch da und dort abgebaut, aber augenscheinlich machte die Kohle den Verbrauchern keine besondere Freude. Quenstedt berichtet darüber etwa folgendes: An einem kalten Wintertag trat er in ein Bahnwärterhaus um sich zu wärmen. Der sparsame Beamte heizte seinen Ofen mit Lettenkohle, die er in der Nähe selbst abbaute. Während der Unterhaltung über die Rentabilität des „Bergbaues“ bollerte es mehrfach gewaltig im Ofen. Quenstedt fragte, ob die Explosionen dem Ofen denn nicht schaden? Der Bahnwärter meinte darauf treuherzig: Das schon, aber den

Ofen stelle der Staat und die Kohlen müsse er selbst beschaffen.

Über mehrere Geländestufen schreiten wir nun hinauf zu den bewaldeten Keuperbergen, die einen großen Raum im mittleren und östlichen Württemberg einnehmen. Schönbuch, Strom- und Heuchelberg, die Löwensteiner Berge, der Mainhardter und Welzheimer Wald, der Schurwald und die Ellwanger Berge bieten eine Fülle landschaftlicher Reize, indem sie das Liebliche einer fruchtbaren, vom Menschen gepflegten und besiedelten Wiesen- und Ackerlandschaft mit dem romantisch Herben eines reinen Waldgebietes glücklich vereinigen. Die mächtigen Sandsteinschichten des mittleren Keupers tragen ausgedehnte dunkle Tannenwälder, die sich denen des Schwarzwaldes würdig an die Seite stellen. Die munteren klaren Bächlein treiben zahlreiche Säge- und Mahlmühlen, die ebenso reizvoll in die Täler eingefügt sind, wie die droben im Schwarzwald, und die unzähligen, kleinen, glockenklaren Quellen machen das Bild einer Schwarzwaldlandschaft vollständig.

An den Abhängen zu den größeren Tälern aber finden wir Weinberge in unmittelbarer Nachbarschaft der dunklen Wälder und finsternen Klingen überall dort, wo es die Gunst des Klimas erlaubt, sei es am Stromberg, im Remstal oder in der Heilbronner Gegend. Am augenscheinlichsten sind diese Verhältnisse in der Stuttgarter Umgebung, wo an den Hängen gold'ne Reben, ringsum auf den Höhen aber dichte Wälder stehen. Ja sogar droben in Tübingen wächst noch ein Tröpfle durch der Gogen Fleiß, das allerdings den Stoff für manche schwäbische Schnurre geliefert hat.

Während der ganzen Keuperzeit bleibt die (germanische) Senke noch bestehen. Wie die Funde fossiler Landwirbeltiere zeigen, herrschen festländische Ablagerungen vor, aber Gipsablagerungen – wie auch die fossilführende Ochsenbachschicht – beweisen zeitweilige kurze Meeresvorstöße und Eindampfung küstennaher Seen. Das Klima war heiß und trocken, wüstenartig. Abtragungsgebiete, aus denen die ungeheuren Massen von Mergeln und Sandsteinen stammen, sind das Vindelizische Gebirge im Südosten und das Böhmisches Massiv im Osten. Die Ströme brachten von dorthier mächtige Sandaufschüttungen (Stuben- und Kieselsandstein), die sich in unserem Gebiet mit roten und grünlichen Mergeln verzahnen, weiter im Westen aber fast ganz auskeilen. Der Schilfsandstein, ein über ganz Deutschland verbreitetes und fast überall gleich aussehendes Gestein, wurde wohl im Deltabereich großer Ströme in einem ganz flachen

Küstengebiet abgelagert. Die großen versteinerten Schachtelhalme werden von den Steinbrucharbeitern als Schilf bezeichnet, daher der Name. Besonders zu erwähnen sind endlich die wegen ihrer gefährlichen Rutschungen berüchtigten Knollenmergel, aus denen bei Trossingen zahlreiche Skelette großer Landsaurier geborgen wurden.

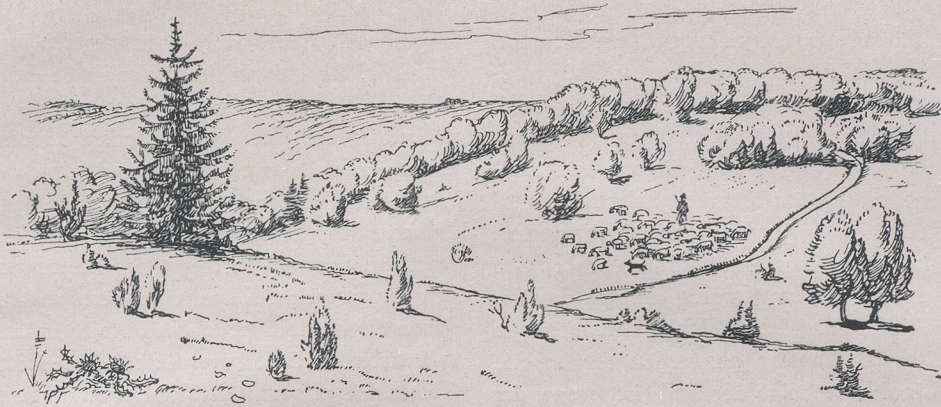
Gegen das Ende der Keuperzeit dringt das Meer – erst zaghaft in einzelnen Buchten – wieder vor. Im Rhätsandstein findet sich zum Beispiel bei Nürtingen ein Bonebed, in dem kleine Zähne der ältesten bekannten Säugetiere zusammen mit zahlreichen anderen Fossilresten vom vorrückenden Liasmeer in Strandnähe zusammengeschwemmt wurden.

Der Jura

Vom Schweizer Jura zieht die Schwäbische Alb in nordwestlicher Richtung als breites Band quer durch das Land hinüber zum Ries. Lias und Brauner Jura bilden das Albvorland, während die eigentliche Schwäbische Alb mit ihrer weithin sichtbaren, wie eine steile Mauer gegen Norden abbrechenden Stirn und ihrer Hochfläche von den Schichten des Weißen Jura aufgebaut wird.

Mehrere härtere Lagen im *Lias* und *Braunen Jura* treten als deutliche Stufen hervor. Erwähnt seien unter anderen nur die Kalke und Sandsteine des Lias alpha, welche die fruchtbaren Filder vor den Toren Stuttgarts bilden und zahlreiche Höhenrücken im Keuperbergland krönen, ferner die Fläche des Ölschiefers und die vielfach bewaldete Verebnung des Braunen Jura beta, des Eisensandsteins. Sonst überwiegen aber in diesen beiden untersten Abteilungen Mergel und Tone. Die dunkle Farbe des Lias rührt von fein verteiltem Schwefelkies her, der in manchen Schichten auch das Versteinermittel der Ammoniten bildet. Als glänzende „Goldschnecken“ werden diese Fossilien von Liebhabergeologen im ganzen Land gegraben und bilden den Stolz der Sammler. Die bräunlichen Farbtöne mancher Schichten des Braunen Jura sind durch Eisenhydroxyd bedingt, das in der Gegend von Aalen, Geislingen und Gutmadingen an der Donau zu abbauwürdigen oolithischen Eisenerzlagern angereichert ist. Der Ölschiefer des Oberlias hat durch seinen hohen Bitumengehalt Anlaß zur Ölgewinnung in größerem Maßstab gegeben und dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt. Ölschiefer und Eisenerze sind neben den Salzlagern des mittleren Muschelkalks alles, was Württemberg an wertvolleren Bodenschätzen aufzuweisen hat.

Der *Weißer Jura* wird vorwiegend von hellen, reinen



Steppenheide-Landschaft des Weißen Jura beim Traifelberg-Lichtenstein

Kalken und Kalkmergeln aufgebaut. An vielen Stellen der Alb sind an Stelle der geschichteten Kalke große Stotzen und Klötze von ungeschichtetem massigem Kalk entwickelt, die von der Verwitterung herausgearbeitet als prächtige Felsenkränze mit bizarren Formen (die „Küssende Sau“ bei Blaubeuren) den Steilrand der Alb krönen und ihren besonderen Reiz ausmachen. Am Aufbau dieser riffartigen Kalkmassen waren Kieselschwämme maßgebend beteiligt, es sind also wohl Bildungen tieferen Wassers. Ablagerungen eines subtropischen Meeres mit zahlreichen Riffkorallenarten und einer Fülle von Schnecken, Muscheln, Seeigeln, Seelilien, Kalkschwämmen der Strandzone treten erst im Obersten Weißen Jura der Schwäbischen Alb auf, während man sie vom südlichen Rheintal schon im Braunen Jura als Haupttrogenstein kennt. Solche „Korallenplätze“ sind das Dorado der Sammler. Die meist verkieselten Korallenstöcke lassen sich mit Säure aus dem Kalkstein ätzen und bilden wunderschöne Schaustücke. An einer Stelle, bei Nusplingen auf dem großen Heuberg sind auch Schichten erhalten, die mit den lithographischen Schiefern von Solnhofen vergleichbar sind; sie haben eine große Zahl von Versteinerungen, darunter Reste von Meerkrokodilen, Flugsauriern, Fischen, Krebsen und Landpflanzen geliefert.

Die heutige Hochfläche der Alb ist eine leicht kuppige Landschaft, in der Laubwälder mit Äckern in harmonischer Weise wechseln. Die Schafweiden mit den schütterten Wacholderbeständen, wuchtigen Weidebuchen und einer eigenartigen Pflanzenwelt (Steppenheide) treten demgegenüber flächenmäßig stark zurück. Sie stellen aber einen so charakteristischen Bestandteil unserer Schwäbischen Alb dar, daß sie in allen Lehrbüchern an erster Stelle genannt werden und so der Eindruck erweckt wird, als bestehe die

ganze Alb nur aus Schafweiden. Vielleicht kommt dies daher, weil entlang der Bahnstrecke Geislingen-Ulm besonders viel Wacholderheide vorkommt. Die landschaftlich so reizvollen Weideflächen entstanden im wesentlichen wohl ungewollt durch mittelalterliche Kahlhiebe. Ihre Wiederaufforstung dürfte auf größeren Flächen nur schwer gelingen, weil der Boden abgespült wurde und der nackte Kalkfels flach unter der Grasnarbe liegt. Es wäre aber falsch, diese Bilder auf die ganze Alb zu übertragen. So unfruchtbar ist die Alb gar nicht, neben Weizen und Dinkel gedeihen auch andere Kulturpflanzen, und sogar die Obstanlagen bringen befriedigende Erträge.

Charakteristisch für die Schwäbische Alb sind ferner die vielen Trockentäler, Erdfälle, Höhlen, Hungerbrunnen und Riesenquellen, im Volksmund Töpfe genannt. Die Alb ist ein typisches Karstgebirge. Die Hochfläche ist praktisch wasserlos. In den klüftigen Kalken versickern alle Niederschläge und fließen dem allgemeinen Schichtfallen entsprechend auf der nächsten undurchlässigen Schicht in der Tiefe nach Südosten ab. Auf ihrem Wege erweitern sie durch Lösung des Kalks die Klüfte und Spalten zu weiten Hohlwegen. Diese Vorgänge dauern schon seit Jahrmillionen an, und auf diese Weise entstanden die zahlreichen Höhlen, von denen nur die Nebelhöhle, die Charlottenhöhle und die Erpfinger Bärenhöhle als die berühmtesten genannt seien. Brechen solche Höhlen unter der Last der überlagernden Kalkschichten zusammen, so bilden sich Erdfälle (Dolinen), die in besonders stark verkarsteten Gebieten oft in ganzen Schwärmen auftreten. Manche der Höhlen sind auch heute noch von Gewässern durchflossen. Sie wirken nämlich als Grundwassersammler, und wo der Karstwasserspiegel durch Täler angeschnitten wird, da treten die Wässer in großen Quel-

len zutage. Neben den bekanntesten, dem Blautopf, dem Brenztopf und der Egauquelle treten noch zahlreiche andere Karstquellen auf, die fast alle durch eine außerordentlich starke Schüttungsschwankung ausgezeichnet sind. Manche im Frühjahr stark fließende Quelle versiegt im Sommer. Solche Hungerbrunnen fließen oft sogar jahrelang nicht, brechen dann aber bei Schneeschmelze oder Wolkenbrüchen oft überraschend und so gewaltig hervor, daß sie durch plötzliche katastrophale Überschwemmungen zum Schrecken der Ortschaften werden können, wie dies z. B. in Heidenheim der Fall ist, wenn der „Wedel“ kommt.

Ist es ein Wunder, daß bei solchen geologischen Verhältnissen die Hochfläche der Alb früher unter schwerstem Wassermangel litt? Erst durch großzügige Schaffung zahlreicher Wasserversorgungsgruppen wurde dem Übelstand abgeholfen, aber mancher einsame Hof lebt heute noch einzig und allein von dem in Zisternen aufgefangenen Dachwasser. Trinkwasser ist zu Zeiten da und dort auf der Alb noch rarer als Most!

Das Tertiär

Gegen Süden taucht der Jura ganz unmerklich etwa im Zuge der Donau unter die Schichten des Tertiärs. Die Ablagerungen der Kreidezeit fehlen im südwestdeutschen Raum. Augenscheinlich erfolgte zu Ende der Jurazeit eine kräftige Heraushebung, unser Gebiet wurde wieder Land.

Das Tertiär war für die weitere Gestaltung unseres süddeutschen Raumes von weittragender Bedeutung. Während dieser Zeit zeichnen sich nämlich zum ersten Male klar die Großformen unserer Landschaft ab. Im Süden erheben sich die Alpen, aus den Sedimenten der Tethys zusammengestaucht, verknestet, übereinandergeschoben und schließlich als Faltengebirge herausgehoben. Im nördlichen Vorland der Alpen entsteht als Vortiefe der Molassetrog, in dem sich der Abtragungsschutt des jungen Hochgebirges Schicht um Schicht aufhäuft. Im wesentlichen sind es feine Sande und Mergel (Flinz), in Alpenrandnähe auch grobe Schotter, die zu Nagelfluh verkittet uns die Mündungstrichter größerer Flüsse verraten (Schwarzer Grat, Hochgrat). Von der Albseite her mündeten zu dieser Zeit Flüsse in den Molassetrog, deren Wurzeln weit im Norden lagen, droben auf den Höhen des Schwarzwaldes, im Gebiet des mittleren Neckars, im Frankenland und Maingebiet. Auch sie brachten reichlich Schutt mit, der im Bereich der Mündungen – z. B. im Hegau, am Witthoh usw. – als *Juranagelfluh* erhalten ist. *Juranagelfluh* des-

wegen, weil deren Gerölle vorwiegend aus Jurakalk bestehen, der damals noch sehr große Teile unserer süddeutschen Landschaft überdeckte.

Mehrfach war das Molassebecken Oberschwabens ein schmaler Meeresarm, der mit dem Mittelmeer über das Rhonegebiet einerseits und dem Wiener Becken-Schwarzmeer andererseits in Verbindung stand. In den Ablagerungen der Meeresmolasse finden wir zahlreiche Reste von Meeresbewohnern, von denen die Austernschalen und Haifischzähne am bekanntesten sind. Bohrmuscheln haben sich am steilen Küstenkliff, das nördlich der Donau im Streichen der Alb verlaufend als deutliche Stufe noch heute morphologisch gut sichtbar ist, in den Jurakalk eingebohrt. Wir können eine ältere und eine jüngere Meeresmolasse unterscheiden und ebenso eine ältere und eine jüngere Süßwassermolasse. Große Landwirbeltiere, die Ahnen unserer heute lebenden Säugetiere, Süßwasserschnecken usw. beweisen uns, daß zeitweise das Meer aus dem Raum zwischen Alb und Alpen zurückgewichen war und einer flachen Seenlandschaft Platz gemacht hatte.

Schon im mittleren Tertiär floß kurze Zeit ein mächtiger Strom im Zuge der heutigen Donau, aber in umgekehrter Richtung. Sein Ursprungsgebiet lag auf den Höhen des Bayrischen Walds, seine Mündung bei Schaffhausen (Graupensandrinne). Man könnte hier schon von einer Urdonau sprechen. Deutlich zeichnen sich aber die heutigen Landschaftselemente erst zum Ausgang der Tertiärzeit ab, wo im *Pliozän* das Molassebecken endgültig zu Land wird und an der Nahtlinie zwischen Jura und Molasse die Donau als große Sammelrinne der von Süden und Norden kommenden Flüsse die Entwässerung des gesamten südwestdeutschen Raumes übernimmt.

Gehen wir in Gedanken aber nochmals zurück zum Ausgang der Jurazeit. Innenbürtige Kräfte haben das Land damals herausgehoben und das Jurameer zum Zurückweichen gezwungen. Die einst horizontal abgelagerten Formationen wurden mächtig zu einem flachen Schild aufgewölbt, dessen Scheitel im Bereich des Oberrheintals lag. Von hier fielen die Schichten einerseits nach Westen in lothringisches Gebiet, andererseits nach Osten ins schwäbische Land herein. Gleichzeitig mit dem gewaltigen Ereignis der Alpenfaltung ist nun im Oberrheintal der Scheitel des flachen Gewölbes zwischen Vogesen und Schwarzwald eingebrochen. Durch riesige Verwerfungen mit Sprunghöhen bis zu 3000 m wurden Schichten des Mesozoikums in Form von Staffelbrüchen tief unter die heutige Oberfläche versenkt.

Die Jurakalke, die im Rheintal tief unter Tag liegen, müssen dereinst noch hoch über den höchsten Höhen des Schwarzwalds gelegen haben. Wir können daran ermessen, welche ungeheuren Massen von Gestein seitdem durch Erosion beseitigt werden mußten.

Auch im Rheintalgraben liegen, wie in Oberschwaben, mächtige tertiäre Sedimente. Sie bergen die Kalisalze von Buggingen und Erdöllager der Bruchsaler Umgebung.

Uns erscheinen Alpenfaltung und Rheintaleinbruch als die einzig bedeutenden tektonischen Ereignisse der Tertiärzeit, neben denen uns die anderen Störungen des Schichtenbaus geringfügig vorkommen. Vergessen wir aber nicht, daß daneben erhebliche Schichtverstellungen erfolgten, die nicht so effektiv vor sich gingen. Vogesen und Pfälzer Haardt waren einst ebenso wie Odenwald und Schwarzwald zusammenhängend. Quer zum Rheintalgraben entstand nun im Tertiär die Zabern-Kraichgausenke, in der die Schichten des Mesozoikums, ja sogar des Juras in die Tiefe versanken. Aber auch die unscheinbaren Schichtverbiegungen und die zahllosen kleineren Verwerfungen, die im Gefolge dieser Verbeulungen auftraten, sind nicht unwichtig. Denken wir nur daran, daß z. B. der Stromberg nur deshalb erhalten blieb, weil er in einer Mulde, der Hohenzollern aber in einem solchen Grabenbruch untergeordneter Bedeutung liegt. Noch heute ist der Hohenzollerngraben nicht zur Ruhe gekommen, daran erinnern uns die Erdbeben der Schwäbischen Alb immer wieder eindringlich.

Ins Tertiär fallen auch die *vulkanischen Ausbrüche*, die als Folgeerscheinungen der großtektonischen Vorgänge gedeutet werden müssen. Im Kaiserstuhl drängten die glutflüssigen Massen inmitten des großen Grabenbruchs aus der Tiefe nach oben. Die Phonolit- und Basaltschlote des Hegaus ragen – wie Kinderspielzeugberge mit Ruinen gekrönt – über die Umgebung hoch heraus und verleihen diesem eigenartigen, gottgesegneten Land zwischen der Alb und dem Bodensee einen einmaligen Reiz. Das Ries aber ist ein gewaltiger Krater, mit mehr als 20 km Durchmesser wohl der größte bekannte vulkanische Sprengtrichter überhaupt. Riesige Schollen von Jurakalk wurden weit über den Krater rand hinausgeschoben. Sie bedecken als vollkommen zertrümmerte Massen – sogen. Juragriß – weithin die Albhochfläche. Einzelne Blöcke sollen sogar bis in die Gegend von Augsburg durch die Luft geschleudert worden sein; aber wer weiß, ob sie nicht von anderen, uns bis heute noch nicht bekannten Tertiärvulkanen her stammen.

Ein Ries im Kleinen ist das Steinheimer Becken. Unsere Schwäbische Alb aber ist gleich von rund 160 kleinen und kleinsten Vulkanen wie mit einer Schrotflinte durchlöchert worden. Zur Förderung nennenswerter Mengen vulkanischen Materials ist es aber bei den Albvulkanen nicht gekommen. Es handelt sich sozusagen um Ausbläser, und *Branca*, der Erforscher des Albvulkanismus, hat sie daher treffend als Vulkanembryonen bezeichnet. Die zahlreichen „Bölle“ im Albvorland sind die aus den weicheren umgebenden Schichten herauspräparierten Schlotfüllungen, die aus Basalttuff bestehen. Auf der Hochalb sind z. T. noch die Krater erhalten. Sie waren früher einmal mit einem See erfüllt, das beweisen tertiäre Seesedimente mit herrlich erhaltenen Insekten im Randecker Maar wie auch Schneckensande im Steinheimer Becken. Mit dem Zurückweichen des Albrandes griffen die Flüsse tief in den Albkörper hinein und zapften diese einstigen Seen an.

In den Tuffen findet man natürlich alle Gesteine, die im Untergrund anstehen. Die Schlotfüllungen haben uns also auch Auskunft über die in der Tiefe vorhandenen Schichten gegeben. Es mag interessieren, daß z. B. grobe Gerölle am Jusi gefunden wurden, die *M. Bräuhäuser* als Rotliegendes erkannte. Der Scharnhäuser Schlot unmittelbar vor den Toren Stuttgarts, aber auch die Vulkane des Odenwalds haben Jura gefördert, wir können daraus Rückschlüsse auf die Ausräumung unserer Landschaft und das Zurückweichen des Albrandes seit dem Tertiär ziehen.

Im Albvorland wirkt sich der tertiäre Vulkanismus noch heute aus in einer geringeren geothermischen Tiefenstufe (bei Neuffen 11 m) sowie in Kohlen-säuerlingen, die als letzte Exhalationen gedeutet werden.

In dem subtropisch heißen Klima der Tertiärzeit entstanden durch Verwitterung Roterdeböden ähnlich denen des heutigen Mittelmeergebiets. Rote Bolustone und Feuersteinlehme auf der Albhochfläche sind letzte Reste dieser tertiären Roterdeverwitterung.

Wenn wir die gewaltigen Ereignisse tektonischer und vulkanischer Art im Tertiär mit der ruhigen Entwicklung während des ganzen langen Mesozoikums vergleichen, dann wird uns erst voll bewußt, daß diese Periode der Erdgeschichte eine ungeheure Revolution war, in der alles, wenn auch nicht gerade durchweg auf den Kopf, so doch schräg gestellt wurde. Am Ende der Tertiärzeit war aber unser süddeutsches Land im großen Ganzen fertig. Was nachher noch geschah, veränderte zwar die Züge der Landschaft und gab ihr den letzten Schliff, am Bauschema wurde aber wesentlich nichts verändert.



Der Dirigent des Stuttgarter Kammerorchesters: Karl Münchinger
Gemälde von Werner von Houwald 1951

DIE ZWÖLF HEILIGEN NÄCHTE

VON F. H. SCHMIDT-EBHAUSEN

Die zwischen dem Weihnachtsfest und dem Tag der Heiligen Drei Könige oder des Erscheinungsfestes liegende Zeitspanne ist weithin, so auch in Württemberg, als die Zeit der Zwölf heiligen Nächte bekannt. Sie wurzeln in kirchlicher Überlieferung ebenso wie im Volksbrauch und -glauben. Aus den vielgestaltigen Volksbräuchen und Vorstellungen des Volksglaubens, wie sie nicht nur diesen Zeitraum markieren, sondern auch mit besonderem Nachdruck die in diese Zeit fallenden hohen Festtage des Christfestes, der Jahreswende, des Dreikönigtages und anderer, heben sich deutlich drei Vorstellungsbereiche ab, die dem ganzen Zeitraum der Zwölf Nächte zu eigen sind und die allenfalls an einzelnen markanten Festtagen dieser Zeit noch stärker hervortreten.

Einmal ist es das nächtliche Auftreten der wilden Jagd, von „Muetes Heer“, wie es im Schwäbischen heißt. Zum andern sind es überlieferte Arbeitsgebote und -verbote, deren Beachtung während dieser heiligen Zeit verlangt wird. Drittens aber, und das ist wohl das heute hervorstechende Merkmal im Raum von Württemberg, sind diese Zwölf Nächte die Zeit volkstümlicher Wetterprophetie.

Muetes Heer und Losnächte

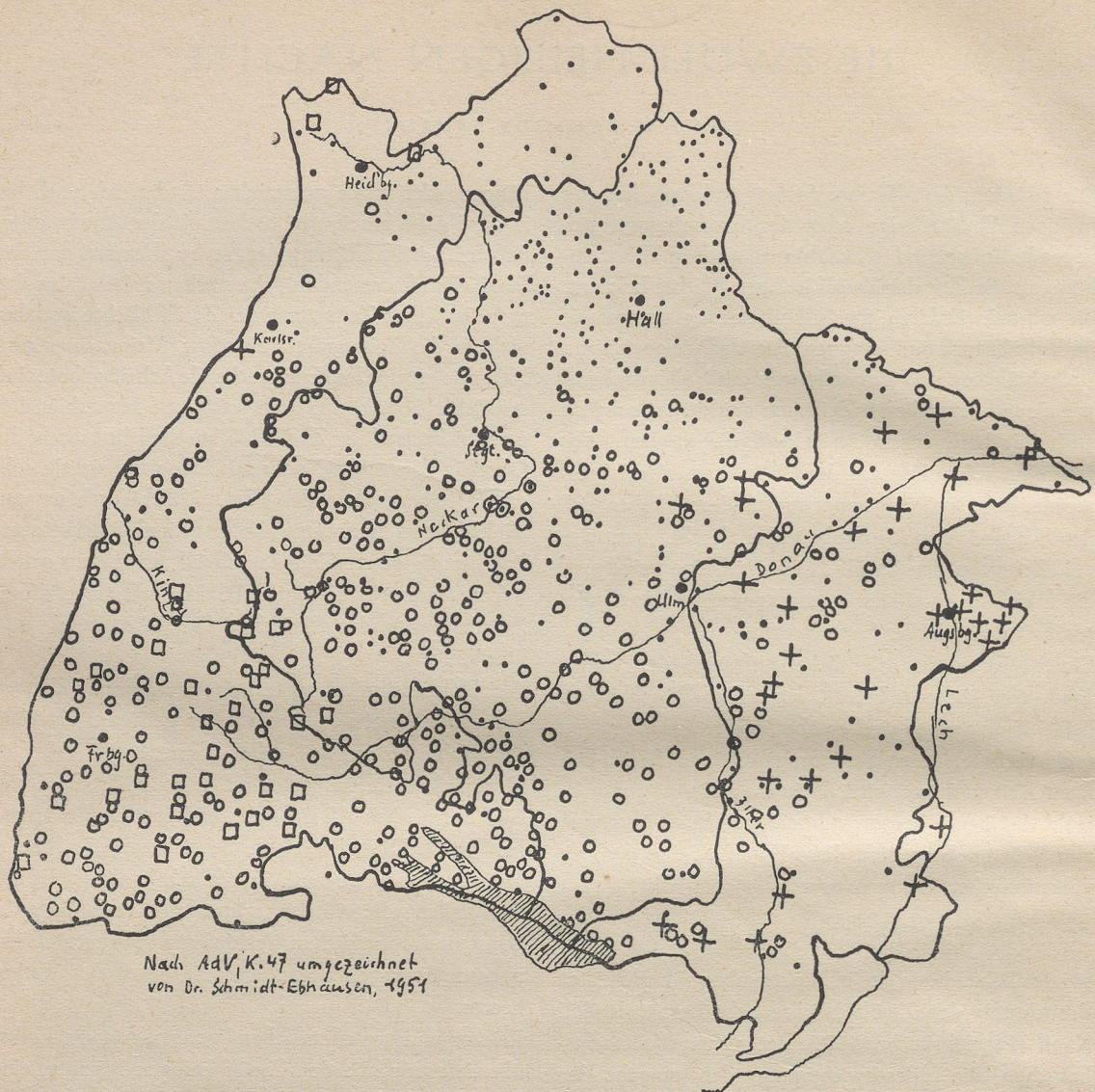
Bei der Behandlung des in Württemberg überlieferten Brauchtums der Zwölf Nächte hebt bereits Rudolf Kapff (Festgebräuche, 1905) unter den Weihnachtsbräuchen die „Beschwichtigung der umgehenden Geister, Erforschung der Zukunft“ und „allerlei heilbringende Handlungen und Wünsche“ hervor. Die hohen Fest- und Feiertage des Jahreslaufs sind an sich schon durch gesetzliche Regelung geschützt. Darüber hinaus kennt aber die Volksüberlieferung in Württemberg noch zahlreiche Arbeitsverbote, die sich auf die ganze Zeit der Zwölf Nächte erstrecken. So soll man etwa während dieser Zeit nicht die Stiefel schmieren, man darf nicht nähen, weder Finger- und Zehennägel noch Haare schneiden, selbst die Füße soll man sich nicht waschen, ein merkwürdiger Gegensatz zu sonst gebotener ritueller Reinigung. Auch ist das Mistführen, das Arbeiten von Handwerkern im Haus, das Dreschen, das Einspannen des Zugviehs untersagt. Wohl mögen manche dieser Vorschriften heute nur noch wenig Beachtung finden, doch das Verbot, in den Zwölften Wäsche zu halten, aufzu-

hängen oder frisch anzuziehen, findet sich noch bis in die Städte hinein verbunden mit der Anschauung, daß bei Nichtbeachtung des Verbots jemand aus der Familie im kommenden Jahr sterben müsse. Aus der ursprünglichen Zeitspanne der Zwölf Nächte ist dabei vielfach die Zeitangabe „zwischen Weihnachten und Neujahr“ geworden. Entsprechende Arbeitsgebote sind spärlicher überliefert, doch weiß man immerhin, daß man im Verlauf der Zwölf Nächte um Mitternacht die Obstbäume schütteln oder mit Stroh umwickeln soll, damit sie im kommenden Jahr reichlich Frucht tragen. Viele dieser Vorschriften, die ursprünglich und eigentlich für die ganze Zeit der Zwölf Nächte zu gelten haben, sammeln sich auf die Hauptfesttage dieses Zeitabschnitts, das Christfest, die Jahreswende und Dreikönig.

Als Hauptzeit der geisterhaften, in der Volkssage nur selten gesehenen, meist aber gehörten Umzüge des wilden Heeres weist Karl Bohnenberger (Muetes Heer und Muete, Volkskunde-Blätter 1914) „die Zwölf Nächte zwischen Weihnachten und dem Erscheinungsfest“ nach. Die schwäbische Bezeichnung „'s Muetes Heer“, auch heute noch im Volk bekannt, steht mit dem anderen Begriff des „wütenden Heeres“ in sachlicher und sprachlicher Verbindung. „Wuete“ führt aber auch zu „Wuotan“ als Anführer des Totenheeres.

Reicher und vor allem lebendiger noch ist die Volksüberlieferung, die den Zwölf heiligen Nächten eine besondere Bedeutung als Zeiten der Zukunftserforschung und -bestimmung zuweist. Es ist des bäuerlichen Menschen stets sich gleichbleibende Sorge, wie die Mühe der Arbeit im eben zu Ende gehenden Jahr im neuen, noch im Dunkel der Zukunft liegenden wohl Frucht tragen möge. Das Verlangen, in der Ruhe der Gewißheit um die kommenden Ereignisse der Zukunft entgegen sehen zu können, liegt so tief im Menschlichen begründet, daß, wie auch unsere Gegenwart lehrt, der Urgrund menschlichen Dichtens und Trachtens immer wieder durch alle Überlagerungen aufgeklärter Vernunft und nüchterner Gegenwarts- und Diesseitsbezogenheit elementar in solchen vom Zauber übersinnlicher Kräfte durchwobenen heiligen Zeiten hindurchbricht.

Es ist eine einfache, im Analogiezauber wurzelnde Berechnung, daß die Zwölf heiligen Nächte, die das



Die Zwölf heiligen Nächte. Volkstümliche Benennungen: • Zwölfnächte, Zwölften u. ä.; ○ Losnächte, Lostage u. ä.; + Rauhnächte, Raumnächte; □ Zwischen den Jahren, zwischen den Festen

neue Jahr einleiten, für die kommenden zwölf Monate stehen. Aller Anfang ist bedeutsam und den Verlauf des Kommenden bestimmend. So schaffen Initiation und Analogie hier den Wachstumsboden für die mehr oder minder versteckten zauberischen Handlungen, welche zum Zweck der Zukunftserforschung in den Zwölf Nächten ausgeübt werden. Im Vordergrund steht dabei die Wetterprophetie. Der Ablauf der Witterung an einem der zwölf Tage kündigt den Witterungscharakter des entsprechenden Monats an, so daß also etwa der 1. Januar das Wetter für die Ernte im August des nächsten Jahres ankündigt. Schneit oder regnet es am Vormittag des 1. Januar,

so wird das erste Drittel oder Viertel des August regnerisch und für die Ernte ungünstig sein. Eine ganz allgemein verbreitete Form der Wettervorhersage ist die der Verwendung von halbkugeligen Zwiebeln, von denen zwölf am Beginn der heiligen Nächte auf den Fenstersims gestellt werden, jede mit ein paar Körnchen Salz gefüllt. Der verschiedenen hohe Feuchtigkeitsgehalt der Luft in den Zwölf Nächten läßt die Zwiebeln sich entsprechend mit Wasser füllen. Aus dem jeweiligen Wassergehalt der einzelnen Schalen liest man die trockene oder feuchte Witterung der kommenden Monate ab. Viele tragen den Witterungscharakter der Zwölf Nächte sorgfältig

tig im neuen Kalender ein, um im nächsten Jahr dann einfach nachschlagen zu können, was für Wetter der Monat bringt. Andere zeichnen mit Kreide zwölf Kreise an die Stubentür, die durch ein Kreuz in vier Viertel geteilt sind. Je ein Viertel gilt für eine Woche des Monats. Bei schönem Wetter im ersten Tagesviertel bleibt das erste Viertel des Monatskreises leer, regnet oder schneit es im zweiten Tagesviertel, so wird das zweite Kreisviertel mit Kreide ausgefüllt.

Die verbreitete bei Kapff u. a. auch zum Teil in evangelischen Orten bezeugte Sitte, mit Kreide, die in katholischen Gegenden geweiht ist, am Erscheinungsfest oder Dreikönigstag an Haus-, Stuben- und Stalltür die Anfangsbuchstaben der Namen der Heiligen Drei Könige Caspar, Melchior und Balthasar „C + M + B“ mit der Zahl des neuen Jahres zu schreiben, dient der Abwehr unheilvoller Einflüsse und der Segenseinwirkung der heiligen Zeit auf Haus und Hof, Mensch und Vieh.

Schwäbische Losnächte und fränkische Zwölften?

Die im Raum Württembergs überlieferten volkstümlichen Benennungen des Zeitraums von Weihnachten bis Dreikönig heben diese Zeit als in sich geschlossene Einheit klar hervor. Die um 1930 erfolgten Erhebungen zum Atlas der deutschen Volkskunde geben hierzu einen bemerkenswerten Überblick über die räumliche Verteilung der verschiedenen Bezeichnungen. Danach beherrschen das Gebiet Württembergs zunächst zwei Hauptbenennungen, von denen die eine den reinen Zeitbegriff der Zwölf Nächte hervorhebt, also mehr den äußeren Ablauf, während die andere die brauchtümlige Eigenschaft dieser Zeitspanne als zukunftsdeutend betont. Beide Bezeichnungen massieren sich in den stammlich fundierten Räumen Württembergs insofern, als im schwäbischen Kernland und Süden weithin der Name „Losnächte“, „Lostage“ gilt neben ähnlichen Bezeichnungen, die sich immer auf die Monatslosung beziehen. Das „Losen“ = in die Zukunft losen, lusnen, lauschen ist also für das Volksempfinden das eigentliche Kriterium dieser Zeit. Im nördlichen, vorwiegend fränkischen Teil des Landes gelten alle Namen, denen die Zwölffzahl zugrunde liegt, überwiegend die Benennung „Zwölf Nächte“ oder „Zwölften“. Eine scharfe stammliche Abgrenzung beider Benennungsgruppen gegeneinander ist wie bei allen Erscheinungsformen des Volkslebens nur ganz bedingt möglich. Beide Formen gehen stark ineinander über, die jeweilige Häufung ist aber unverkennbar. Vom bayerischen Schwaben her aber schiebt sich zwischen die Losnächte und die hier spärlicheren Zwölf Nächte

eine weitere Benennung ein, die im gesamten baierischen Raum einschließlich Österreichs vorherrscht als „Rauhnächte“ oder „Rauchnächte“. Die Zurückführung dieser Bezeichnung auf den Brauch des geweihten Ausräucherns von Haus und Hof in der Zeit der Zwölf Nächte hat ebenso ihre Berechtigung wie die Annahme einer Beziehung zu den rauhen = wilden Gesalten, die in diesem Raum die Zwölf Nächte bevölkern. Namen und Bedeutungsinhalte haben sich auf dem Wege der Volksetymologie vermischt. Im südlichen Baden, von der Kinzig südwärts, sich wiederholend in der Mannheimer Gegend, tritt neben Losnächte und Zwölf Nächte der etwas farblosere Name „Zwischen den Jahren“, der aber doch klar die Bedeutung dieses Zeitabschnitts zwischen dem mit dem Christtag endenden alten Jahr und dem mit dem Dreikönigstag beginnenden neuen Jahr hervorhebt.

Bei aller gebotenen Vorsicht kann man doch wohl zunächst – ein weiteres forschendes Eindringen in diesen interessanten Gegenstand bewußt vorbehaltend – sagen, daß sich mit überraschender Deutlichkeit im deutschen Südwesten bei diesen Benennungen der schwäbisch-alemannische Siedlungsraum von dem fränkischen Gebiet abhebt. Die bayerischen Rauhnächte durchdringen die schwäbische Provinz Bayerns, sie überschreiten die Stammesgrenze des Lechs, aber sie machen – mit wenigen Ausnahmen nördlich der Donau – an der Landesgrenze entlang der Iller halt. Man vergleiche dazu die Dinkel/Korn-Karte in der Schwäbischen Heimat 1950, Heft 2, S. 56. Der Vergleich zeigt, daß wir hier zweifellos noch am Anfang von wichtigen Erkenntnissen stehen und daß wir vieles erst nur ahnen können.

Der Ursprung der Zwölf Nächte

Wenn wir Georg Buschan (Altgermanische Überlieferungen, 1936) folgen, so gehen Zeitbegriff der Zwölf heiligen Nächte und ihr Brauchtumsinhalt auf die Naturreligion der Germanen zurück. Er meint, daß der scheinbare Stillstand der Sonne nach der Wintersonnenwende in den längsten Nächten des Jahres etwa 12 Tage anhält und daß für die Germanen das Jahr mit der Wintersonnenwende (= Weihnachten) endete, das neue dann am 6. Januar, dem heutigen Erscheinungsfest oder Dreikönigstag, begann. Doch fehlen uns für diese Annahme die beweiskräftigen Belege. Adolf Spamer (Weihnachten in alter und neuer Zeit, 1937) weist einen Festraum von zwölf Tagen, der mit der Epiphaniassfeier am 6. Jan. seinen Höhepunkt und Abschluß fand, schon vom 4. Jahrhundert ab im westeuropäischen Kirchen- und Volksleben nach. Die Epiphanie ist zudem das von

der Ostkirche übernommene alte Weihnachtsfest gewesen, ehe die Feier der Christgeburt auf den 25. Dezember festgelegt wurde. Eine andere Theorie sucht in der Vergleichung von Mond- und Sonnenjahr die Erklärung dieser „zwischen den Jahren“ liegenden Zeit. Danach ergeben die zwölf Monde = Monate, berechnet nach der 29¹/₂tägigen Umlaufzeit des Mondes ein Jahr von 354 Tagen neben dem „Sonnenjahr“ von 365 bzw. 366 Tagen. „Zwischen“ diesen Jahren liegt demnach eine Differenz von etwa zwölf Nächten als die dunkelste, geheimnisvollste Zeit, die „Wolfszeit“ der Edda. Man mag auch an die zwölf-Tage-Verschiebung zwischen dem Julianischen und dem Gregorianischen Kalender zu denken versucht sein. Letzte Klarheit über den Ursprung der Zwölf heiligen Nächte als in sich abgerundeten Termin werden wir wohl kaum mehr gewinnen können. Angelpunkte bleiben das Christfest am Anfang der Zwölften und das Erscheinungsfest an ihrem Abschluß. Zwischen diese beiden Pole fügen sich die Zwölf Nächte zwanglos ein. Aus uralten Glaubensvorstellungen haben sich auf uns verborgenen Wegen, getragen von der Volksüberlieferung, Reste und Bruchstücke bis in unsere Tage erhalten, die uns, gleich den zerstreuten Scherben vorgeschichtlicher Funde, die Wurzeln und Zusammenhänge mehr ahnen als sicher erkennen lassen. Tatsache bleibt, daß die seit vielen Jahrhunderten bezeugte Feier der Epiphanie im Gedächtnis des Volkes fortlebt als das „Erscheinungsfest“. Daneben aber stehen im Raume Württembergs die Bezeichnungen „Oberst“, „Oberster“, der oberste, erste Tag des neuen Jahres, und im gleichen Sinn „Großneujahr“, was die Bedeutung des 6. Januar als alten Neujahrstag noch unterstreicht. Die katholischen Landesteile bevorzugen den Namen „Dreikönigstag“, ohne daß man hier aber von einer Einheitlichkeit sprechen könnte. Fast ausschließlich nur nördlich der Donau kommen in Württemberg andere Bezeichnungen als „Dreikönigstag“ vor. Die volkläufigen Hauptbenennungen „Erscheinungsfest“ und „Oberst“ vermischen sich bereits im fränkischen Teil Württembergs, sie sind räumlich oder gar stammlich nicht auseinanderzuhalten. Doch ist „Oberst“ ein in ganz Ostfranken vom Fichtelgebirge bis zum Neckar gebrauchter Name, der bis auf die Alb hinauf vorkommt. Nur spärlich schiebt sich, aus mitteldeutschen Gebieten kommend, vom unteren Main und Neckar her in Einzelfällen der Name „Großneujahr“ über Württembergs Nordgrenze vor. Die südlich Rottenburg – Reutlingen auftretende Bezeichnung „Sterntag“ kennzeichnet den 6. Januar bzw. dessen Vorabend als Termin der Umzüge der Sternsinger.

Zur Bedeutung von Wang

Im Jahr 1904 hat die Veröffentlichung der zweiten Auflage unserer vierbändigen Landesbeschreibung „Das Königreich Württemberg“, begonnen. Darin war zum erstenmal eine Deutung der württembergischen Ortsnamen von fachmännischer Hand enthalten. Die Arbeit an diesem sprachlich wie siedlungsgeschichtlich gleich wichtigen Stoff hat natürlich seitdem nicht geruht. Wer damals an der Grundlegung beteiligt gewesen ist, hat das erste Recht und die erste Pflicht dazu, am Weiterbau zu arbeiten und jetzt, da eine Neuauflage der Landesbeschreibung in Aussicht steht, mit dem, was inzwischen an Vorschlägen neu gereift ist, hervortreten.

Zu dem, was unter den Beiträgen zur Ortsnamendeutung der zweiten Auflage des „Königreichs Württemberg“ ungenügend war, gehört zum Beispiel die Begriffsbestimmung von Wang; das Wort wird das eine Mal mit dem farblosen Ausdruck „Feldstück“ erklärt, so IV, 625, da und dort wird überhaupt auf Bestimmung des Begriffs verzichtet, so I, 202 und 318.

Man kann auf rein sprachlichem Weg versuchen, zu einer schärferen Bestimmung zu gelangen, noch sicherer aber geschieht das durch genauere Beobachtung der örtlichen Verhältnisse dieses an der Bildung von Ortsnamen beteiligten Flurnamens.

Vom sprachlichen Gesichtspunkt aus soll nur darauf hingewiesen werden, daß Wulfila das Wort *παράδεισος* in 2 Kor. 12, 4 mit wagg's übersetzt und daß sich im Heliand die Ausdrücke *godes wang* und *hebenes wang* für „Himmel“ finden. Daraus folgt, daß das wesentliche Merkmal des Begriffs „vorzüglich“, „sich vor allem anderen auszeichnend“ ist. Dies wohl der Grund, aus dem Kluge als Bedeutung von Wang neben „Feld“ auch „Au“ angibt, entsprechend dem geläufigen religiösen Begriff „Himmelsau“.

Grundsätzlich ausschlaggebender und tatsächlich ergiebiger ist aber die Beobachtung der besonderen örtlichen Bedingungen, für die der Flurname Wang, wo er zum Ortsnamen geworden ist, bezeichnend ist. Dies ist vor allem die Lage am Wasser, die bei den 55 Orten, an denen dieser Bestandteil eines Ortsnamens in Württemberg verwendet ist, fast durchweg zutrifft. Oft sind es zwei, ja drei Wasserläufe, die den Menschen zur Siedlung des betreffenden Ortes und schon vorher zur Schöpfung dieses Flurnamens veranlaßt haben. So liegt die Kreisstadt Ellwangen an einer Stelle der jungen Jagst, an der auf geringem Abstand ein Seitenbach zur Rechten wie zur Linken in den Fluß mündet und die schöne Talweitung, in der die Stadt liegt, zur Deutung von Wang ganz im Sinn von Au einladet. Nicht viel anders liegt Ellwangen im ehemaligen Oberamt Leutkirch (IV, 301): an dieser Stelle mündet der Ellbach = Elchbach in die Rot und das Rottal hat dort die Gestalt einer flachen Wanne. Ferner lag das Ulmer Wengen-kloster bis ins 14. Jahrhundert außerhalb der Stadt vor

dem Blaubeurer Tor zwischen zwei Armen der Blau, also auf einer Aue im ursprünglichen Sinn des Wortes. In einer für das Oberland besonders bezeichnenden Weise hat Fleischwangen (IV, 458) seinen Namen von seiner Lage zwischen mehreren Riedbächen, aus denen sich dann die Ostrach zusammensetzt, und noch auffälliger die Stadt Tettwang, die zwischen zwei Rieden liegt, von denen das südliche der Stadt einen kleinen See hinterlassen hat. Schon in seinem ersten Bestandteil spricht diesen Befund Awengen bei Waldsee aus (IV, 590), das an der Mündung eines kleinen Bachs in die Umlach liegt. Ähnlich wie der Name Awengen trägt der einzige Fall des Vorkommens dieses Namenbestandteils im fränkischen Unterland in Binswangen bei Weinsberg samt seinen beiden Geschwisterorten bei Göppingen und bei Riedlingen ein deutliches Wassermerkmal zur Deutung des Namens bei. Auch ist unter den wenigen Unterländerbeispielen die Lage von Backwang sprechend, das auf drei Seiten von der Murr umflossen wird.

Damit sind die bezeichnenden örtlichen Bedingungen aufgezeigt, die die Verwendung von Wang als Flurnamen und dann als Ortsnamen veranlaßt haben. Für den Rest der nicht namentlich aufgeführten, mit Wang gebildeten Ortsnamen mag ein statistischer Überblick genügen. Außer den genannten Orten liegen an drei Wassern vier Wangorte, an zweien zehn, an einem einzigen vierzehn; an Rieden mit oder ohne Riedbach liegen sieben, alle diese, soweit sich das auf der Karte feststellen läßt, in der Ebene oder in Wannen. An Hängen über einem Wasser finden sich nur acht Wang-Orte, an Hängen ohne Wasser vier, darunter Affalterwang auf dem Hertsfeld, das über der Gabelung zweier heute trockener Hochtäler liegt, ferner Muschenwang am Hang eines heute ebenso trockenen Seitentälchens der Schmieden bei Schelklingen, dann Geiselwang ebenfalls auf dem Hertsfeld und schließlich das heute in Stuttgart eingemeindete Wangen. Geiselwang liegt unmittelbar über dem Ursprung des weißen Kochers, aber so weit davon entfernt, daß man an einer sachlichen Zusammengehörigkeit zweifeln kann, wobei allerdings der Umstand nicht zu übersehen ist, daß die Abgrenzung eines Flurnamens recht oft, wenn nicht meist, eine recht heikle Sache ist. Und bei dem Wangen gegenüber Untertürkheim bleibt die Frage offen, ob der heutige Lauf des Neckars an dieser Stelle auf Ursprünglichkeit Anspruch machen kann. Der vierte Fall eines Wang-Ortsnamens auf der wasserarmen Alb ist Ochsenwang, das man bei der Nähe der Torfgrube noch den am Riedrand gelegenen Wang-Namen zurechnen könnte, wieder mit dem Vorbehalt, daß heute niemand mehr die Ausdehnung des Flurnamens weder gegen die Torfgrube noch gegen das auf der anderen Seite angrenzende Randecker Maar wird bestimmen können.

Der erste Bestandteil der zusammengesetzten Wang-Namen ist meist für die Deutung des Grundworts nicht wesentlich. Ochsenwang und Roßwangen, wie das damit aus der Nachbarschaft der mit Personennamen zusam-

mengesetzten Ortsnamen abrückende Brackwang wie Beiswang sind sichtliche Weidnamen, die allerdings eine saftige Weide meinen werden. Dann scheidet auch Hallwangen, alt Haldewang, aus dem Kreis der mit Personennamen gebildeten Ortsnamen aus und tritt in den der Weidenamen über. Deutlich von guter Wildweide reden nur die beiden Ellwangen. Meist sprechen die Bestimmungswörter vom Bestand, so die genannten Binswangen, ferner Heselwangen, Röhrwangen, Saverwang, zum Saffran gehörig, und besonders wertvoll das in der trockenen Albtagabel liegende Affalterwang, das doch selbst auf der Alb nicht notwendig den Holzapfelbaum bezeichnen muß.

Weil schon da und dort die Lage des Wang-Ortes innerhalb des Landes und seiner Teile mit in Betracht gezogen werden mußte, mag noch eine Übersicht folgen, die darüber Auskunft gibt. Außer den genannten vier Fällen, die der Alb angehören, liegen vierzehn im Albvorland, darunter fünf um Gmünd, vier um Göppingen, drei um Balingen und zwei um Aalen, ferner drei im oder über dem Donautal, zwei an der oberen Jagst, eines am mittleren Neckar, eines an der Murr, eines am oberen Kocher, und eines im Schwarzwaldvorland, die übrigen 27 im Oberland.

Mit dem aus dem Ganzen sich ergebenden Sinn von Wasserwiese oder saftige fette Weide entspricht Wang als vollgermanischer Stamm ziemlich genau dem auch auf lateinischen Einfluß zurückgehenden Teillehnwort Aue. Mit dem ebenfalls völlig germanischen Wört wird es auf diese Weise ganz gleichbedeutend sein. Kluge erklärt Werder als „Insel“ oder „Halbinsel“. Aus den uns nächstliegenden Fällen, dem Tübinger Wört, das heißt Platanenallee und Wörtstraße, ist die Bedeutung „Condate“, Dreieck, Land zwischen Fluß und Nebenfluß, abzunehmen, aus der Lage von Wört bei Ellwangen (III, 127) der Sinn von „Land zwischen Wasser“. Die Landesbeschreibung sagt darüber, daß der Ort „von Weihern umgeben“ sei und daß das dortige Schloßchen „früher ganz von Wasser umgeben“ war.

Mit diesem Ergebnis scheint der Ortsname Dürrwangen in Widerspruch zu stehen. Es gehört zu den an zwei Wassern liegenden Wang-Orten, weil der Schalksbach dort in die Eyach mündet. Und doch ist die Eigenschaft der Dürre bei diesem Wangnamen nicht unbegründet, weil der Ort nicht an den beiden Wassern liegt, sondern *darüber*, so daß seine mangelhafte Ertragsfähigkeit bei der Lage auffallen kann. Es heißt II, 34: „über dem rechtsseitigen Steilrand der Eyach, die hier den Schalksbach aufnimmt, mit schönem Blick in die Schluchten der beiden Gewässer.“

Rudolf Kappf

Wir veröffentlichen diesen Beitrag um so lieber, als wir damit dem hochverdienten Heimatforscher zu seinem 75. Geburtstag am 15. Oktober dieses Jahres nachträglich die herzlichsten Glückwünsche aussprechen dürfen in der Hoffnung, daß er uns noch manche reife Frucht seines Schaffens schenken wird.

Karl Bohnenberger †

Am 29. Oktober 1951 ist Karl Bohnenberger in einem Tübinger Altersheim gestorben. Er hatte enge Beziehungen zum früheren Bund für Heimatschutz; der jetzige Heimatbund hat ihm 1949 die Ehrenmitgliedschaft verliehen und damit einen Mann bedacht, der diese Ehrung in vielfältiger Weise verdient hat.

Karl Bohnenberger ist 1863 als Sohn eines Pfarrers geboren, der der Enkel des bedeutenden, um seine Wissenschaft und die württembergische Landesvermessung verdienten Mathematikers und Astronomen gleichen Namens war. Er hat Theologie studiert, war kurze Zeit im Pfarrdienst, wandte sich aber dann ganz der Sprachwissenschaft zu, die ihn schon als Studenten gefesselt hatte. Als Fünfundzwanzigjähriger trat er in den Dienst der Tübinger Universitätsbibliothek und von da an war er mit der Landesuniversität verbunden, zuerst durch die Bibliothek, deren Direktor er dann eine kurze Zeitlang war, bald auch als Lehrer mit der Philosophischen Fakultät, zuletzt, seit 1921, als ord. Professor für Deutsche Sprache und Literatur. Er war nicht verheiratet.

Über seine Schriften ist nicht leicht ein Überblick zu gewinnen. Außerhalb Württembergs würde es auch einer größeren Bibliothek schwer, sie mit einiger Vollständigkeit in ihren Beständen aufzuspüren. Bohnenberger lag wenig an einer Wirkung in die weitere gelehrte Öffentlichkeit im üblichen Sinne, um so mehr fühlte er sich den einheimischen Organen verschiedener Art verbunden. Schon die Preisarbeit des dreiundzwanzigjährigen Kandidaten der Theologie „Die Ortsnamen des schwäbischen Albgebietes in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte“ (Württ. Vierteljahrh. f. Landesgesch. 9, 1886) trägt in der sachlichen Prägnanz des Stils und der Klarheit des Aufbaus echt Bohnenbergersche Züge, und auch im Thema weist sie auf eine Grundlinie des künftigen Lebenswerkes hin, die Verbindung von Namenforschung mit der Siedlungsgeschichte, vor allem im schwäbisch-alemannischen Gebiet. Bis gegen 1900 stand diese Linie noch in Konkurrenz mit anderen Interessengebieten, Religionsgeschichte und Sanskrit und Literaturgeschichte, dann wiegen Sprachgeschichte, Mundartforschung, Namenforschung endgültig vor. Von 1910 an beherrschen volkskundliche Studien einige Jahre lang wenigstens der Zahl nach das Feld, kurz vorher hatte seine Mitarbeit an den neuen Oberamtsbeschreibungen begonnen. Von 1920 an erschienen die Arbeiten des zur vollen Reife gelangten Meisters, die auch da, wo sie nur Württembergisches behandeln, grundsätzliche Bedeutung über Württemberg hinaus haben, die Arbeit „Die Ortsnamen Württembergs in ihrer Bedeutung für die Siedlungsgeschichte“ (1920 und 1927), die Zusammenfassungen zu den deutschen Ortsnamen (1925 und 1929), „Die Mundarten Württembergs“ (1928), „Über die Ostgrenze des Alemannischen“ (1928). Seit 1937 sind größere Abhandlungen zu rechts- und verfassungsgeschichtlichen Themen erschienen, so „Handgemal“ (1937) und Beiträge zur Gaufrage (1943). Zwei

ausführliche nachgelassene Arbeiten sollen noch gedruckt werden, die eine, aus der Zeit seiner ungebrochenen Schaffenskraft stammend, über das Ostfränkische, die andere, mit der er sich in den letzten Jahren noch beschäftigte, über das Alemannische.

Damit ist nur eine Andeutung aus der Fülle der Publikationen Bohnenbergers gegeben. Hans Bihl hat das bis 1937 Erschienene in der von ihm herausgegebenen „Festgabe“ für den Fünfundsiebenzigjährigen zusammengestellt. Hier ist nicht der Ort, das literarische Werk Bohnenbergers ausführlich zu besprechen. Es ist charakterisiert durch die Verbindung von Sprach- und Namenforschung mit der allgemeinen Geschichte und durch die von unmittelbarer Beobachtung („Erkundung“) des Gegenwärtigen mit seiner Zurückführung auf die Vergangenheit. Immer geht er von einer Fülle konkreten Materials aus, das er mit der großen Organisationskraft ordnet, die ihm allen Erscheinungen des wissenschaftlichen und praktischen Lebens gegenüber eigen war; klare Vorstellungen wollte er schaffen, womöglich so klar wie die Karten, mit denen er so gerne arbeitete und arbeiten ließ. Daß ein Gelehrter, der in so hohem Alter stirbt, es noch erlebt, daß einige seiner Methoden und Lösungen durch andere ergänzt werden, ist natürlich. Aber in vielen Punkten hat seine mühsame und immer auf dem Hintergrund breiter Vergleichsmöglichkeiten geleistete Arbeit Bahnbrechendes, in manchen wohl Endgültiges geboten, und keines der von ihm berührten Gebiete wird man künftig behandeln können ohne ernste Beachtung dessen, was er zu sagen für notwendig hielt. In wie verschiedene Richtungen er wirkt, zeigt sich in zwei zufällig in der Woche seines Todes erschienenen Erwähnungen: in einem Artikel „Beiträge zur schweizerdeutschen Mundartforschung“ in der Neuen Züricher Zeitung vom 4. November 1951 spricht der Verfasser (Wb) von Bohnenbergers Arbeit über die Mundart der deutschen Walliser (1913) als einem „frühen Markstein“, und in dem Heft 1 des 99. Bandes der Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins nennt F. Langenbeck Bohnenbergers Aufstellungen über das Verhältnis der verschiedenen Ortsnamen zueinander geradezu „das Bohnenbergersche Gesetz“.

Neben diese i. e. S. literarische Tätigkeit tritt die organisatorische und allgemein anregende, so die auf Sammlung der volkskundlichen Überlieferung und der Flurnamen gerichtete. Überall stand er da mit eigener Arbeit am Anfang, vieles ist seinen Schülern zu verdanken.

Die Studenten, die zum erstenmal ins Seminar oder in die Vorlesungen zu ihm kamen, konnten ihren Lehrer zunächst kaum näher kennenlernen. In seinen althochdeutschen und mittelhochdeutschen Anfängerübungen wurde wirklich „geübt“, trocken und systematisch geübt, aber mancher Student hatte später Gelegenheit, durch Vergleich zu erkennen, wieviel didaktische Weisheit gerade in diesen Übungen steckte. Seine Vorlesungen waren voll von Stoff, der beinahe monoton dargeboten wurde, aber so mancher hat später in den Nachschriften dieser nüchternen Kollegs mehr gefunden als in anderen Vor-

lesungsnotizen oder in bekannten Handbüchern. In den Seminaren für höhere Semester bekam man Sinn für das, was nur bei Bohnenberger zu lernen war. Diese fruchtbare Verbindung von Sprachgeschichte und Mundartforschung, die den Weg zum Historischen durch die lebendige Mundart und zur Mundart durch die geschichtliche Herleitung erleichterte, ist an deutschen Universitäten sonst wohl kaum erreicht worden. Während wenigstens in seinen späteren Dozentenjahren Literaturgeschichte zurücktrat und literarische Werke vorwiegend auf philosophische Fragen hin und auf ihren Beitrag zu einer germanistischen Realienkunde behandelt wurden, hat er die Brücke von seinem eigentlichen Lehrfach zu Geschichte und Volkskunde besonders betont. Sein Seminar „Wörter und Sachen“ z. B. wird allen Teilnehmern in Erinnerung sein, auch wenn sie dem darin eingeschlagenen Tempo kaum zu folgen vermochten.

Dem Hörer Bohnenbergers wurde bald klar, daß die Lehrtätigkeit seines Professors nicht an der Türe des Universitätsgebäudes ein Ende fand. Oft wurden Hinweise auf Beobachtungen im Lande draußen gegeben. Lehrwanderungen des Seminars führten dann den Studierenden in die Kunst des Beobachtens ein, wobei es sich über das Sprachliche in all seinen Formen hinaus auch um Volkskunde und Siedlungsformen, aber auch um Botanik und Geologie handeln konnte. So wurde eine Generation württembergischer Germanisten dazu erzogen, über die Fachgrenzen hinwegzudenken und wieder zu lernen, die Augen nicht nur zum Lesen zu gebrauchen.

Schon bei diesen Wanderungen in größerem Kreis trat den Teilnehmern ein Lehrer entgegen, wie ihn wenige vorher erwartet hatten, voll sprühender Kraft und einer Freude am Leben in seinen vielfältigen Erscheinungen. Seine engeren Schüler vollends und diejenigen jungen Menschen, deren er sich aus persönlichen Gründen annahm (so Angehörige gefallener und gestorbener Freunde), konnten durch die oft spröde Hülle hindurch dem Menschen Bohnenberger nahekommen. Ganz überschaut hat den vielseitigen Mann später wohl niemand mehr. Die Genossen seiner Jugend sind tot. Erst in seinen letzten Lebensjahren hat er sich und anderen Zeit zu Gesprächen über sein Leben gegönnt.

Der Tübinger Ordinarius mochte manchen Gleichaltrigen oder Gleichgestellten, besonders Nicht-Württembergern, als ein im wesentlichen abweisender und vielfach schrolliger Mann erscheinen. Und in der Tat bildet die Bemühung um Abstand einen wichtigen Teil der Form, die sich der scheinbar so Formlose ausgebildet hatte. Der Zugang zu ihm war nicht leicht; wo er nichts Verwandtes spürte, erschloß er sich nicht. Seine Abwehr richtete sich gegen alles, was er als zudringlich empfand, seine Kritik und seine Ironie galten dem Präziösen, Aufgeblasenen, Unklaren und Unechten („Füchs, nur keine Sprüch“ habe er schon früh seinen jungen Bundesbrüdern zugerufen), auch eifernder Fanatismus stieß ihn ab. Aber mit diesem Abstand-Halten mischte sich ein starkes, wenn auch oft scheu verhülltes Bedürfnis nach tätiger Teilnahme, be-

sonders pädagogisch leitender und allgemein helfender Teilnahme. Er hatte einen scharfen Blick, wo sein menschliches Interesse einmal geweckt war, und wenige der Jüngeren, die sich nach langer Wanderung abends in gelockertem Gespräch um ihn versammelten, in Meßstetten oder in Metzingen, auf dem Traifelberg oder dem Kniebis, mochten ahnen, wie er sie im Hin und Her der Unterhaltung freudig oder besorgt beobachtete. Die Wanderungen selbst waren Mittel der Erziehung und der Prüfung. Er verlangte noch in späteren Jahren viel von seinen Begleitern: er wollte sehen, ob sie sich selbst gegenüber hart sein konnten im Interesse ihrer Wissenschaft, er erstrebte, daß sie mit den Menschen der durchwanderten Gegenden natürlich sprechen konnten. Oft versuchte er, korrigierend einzugreifen, manchmal direkt und dann ganz behutsam, oder über Freunde, und oft spürte ein Student, der mit seinen Problemen rang, plötzlich durch irgendeine klärende Andeutung, daß der scheinbar so verschlossene Professor ihn genau kannte und ihm helfen wollte. Dadurch wurde ein nicht weiter betontes Einverständnis und ein Vertrauen geschaffen, das jede Peinlichkeit vermied und vor allem kaum einen Dank zuließ. Besonders dann mußte vieles unausgesprochen bleiben, wenn er materielle Unterstützung gewährte, bei den Studenten, die er auch auf diese Weise förderte, und bei den vielen anderen, denen er half. Kaum einer konnte ihm so danken, wie er gerne gemocht hätte. Wenn überhaupt ein Wort fiel, dann stellte der Schenkende die Gabe so dar, als sei nicht der Beschenkte, sondern er selber der Nehmende.

In den letzten Jahren, als er sich etwas mehr Zeit gönnte und unbefangener auch von sich sprach, kam das Zarte und Gütige, das wahrhaft Vornehme in ihm immer stärker zum Vorschein. Daneben blieb die Freude am Belehren und Unterrichten, er fühlte sich als Träger einer Tradition, die es weiterzugeben galt. Wie früher erzählte er gerne Geschichten, besonders aus der Vergangenheit der Universität und des Landes. Sie reichten oft noch in die Zeit seiner Eltern zurück, als Württemberg noch mit dem Problem zu tun hatte, die neugewonnenen Gebiete, besonders Oberschwaben und das fränkische Land im Nordosten, zu assimilieren; gegen jede Geringachtung des fränkischen Elementes hat er sich, seiner Herkunft getreu, immer gewandt. Die meisten seiner „Schnurren“ (wie er zuletzt noch sagte) hatten den Sieg der Großzügigkeit oder des gesunden Menschenverstandes über bürokratischen Formalismus und Kleinlichkeit zum Gegenstand. Hier zeigte sich vielleicht am klarsten, wie er sein und wozu er andere erziehen wollte.

Nun hat dieser männlichste und echtste Württemberger sein Land, seine Schüler und seine Freunde verlassen. Wir können nicht mehr fragen: was wird er da raten, was wird er zu dem oder jenem sagen? Daß er noch unter uns lebte, war ein Trost in einer trostarmen Zeit. Doch eine Rücksicht hat dieser Abschied von uns genommen: wir können nun laut sagen, was er war. „Ich werde nimmer seinesgleichen sehen.“

Fritz Ernst

August Lämmle, dem Dichter, zum 75. Geburtstag

Unter den schwäbischen Dialektdichtern ist August Lämmle wohl derjenige, dessen Werke am meisten in die Breite gewirkt haben. Gerade auf dem Lande, im einfachen Volk, kann man immer wieder Menschen begegnen, die den Begriff „schwäbische Dichtung“ mit dem Namen August Lämmle gleichsetzen. Das bedeutet nicht, daß das Schaffen anderer Dichter unseres Raumes von geringerer Bedeutung wäre; es weist aber darauf hin, daß August Lämmle gerade solchen Volksschichten, die sonst wenig Berührung mit der Literatur haben, durch seine ansprechende Art besonders vertraut geworden ist. Freilich: es ist ihm nicht umsonst geschenkt worden. Der Preis, den August Lämmle, der mehr ein „Dichter der Heimat“ als ein „Heimatsdichter“ ist, dafür bezahlen mußte, mag darin gesehen werden, daß das Volk, das ja immer zu vereinfachen liebt, das ernste Gesicht des Dichters hinter der Maske des schwäbischen Dialekt-sängers und Humoristen oft übersehen hat.

Vor 75 Jahren, am 3. Dezember 1876, wurde August Lämmle als Bauernsohn in Oßweil geboren, das damals noch kein Vorort von Ludwigsburg, sondern ein Dorf gewesen ist. Er wurde, wie es begabten Bauernsöhnen früher häufiger geschah als heute – gewiß zum Vorteil des Standes – dem Lehrerberuf zugeführt, in dem er sich allerdings nicht lange und nicht ausgesprochen wohlgefühlt zu haben scheint. Der Dichter in ihm drängte nach einer breiteren Wirkung, als sie dem Lehrer im Schulzimmer beschieden ist. So hängte er den Lehrerberuf an den Nagel, um seinen Neigungen leben, so opferte er den Beruf, um seiner dichterischen Berufung gerecht werden zu können. Hierbei hat die Beschäftigung mit der schwäbischen Volkskunde, der er sich schon als Lehrer mit Eifer und Liebe hingegeben hat, auch den Dichter immer wieder angeregt und befruchtet, denn er wäre ohne die Volkskunde kaum dazu gekommen, dem Volk so genau und liebevoll „aufs Maul zu sehen“, wie seine Dichtungen es erkennen lassen.

In der Zeitschrift: „Württemberg“ hat sich der Dichter und der Freund und Erforscher des Volkslebens dann ein Forum geschaffen, das er viele Jahre hindurch mit opferbereiter Hingabe und Umsicht durchgehalten hat als eine der besten und lebendigsten Heimatzeitschriften, die es in Deutschland gab. Als Landeskonservator hat August Lämmle später auch dem Staat wieder seine Kraft und Zeit zur Verfügung gestellt, ehe er sich in seine Leonberger Dichterklausur zurückzog, wo er nun damit beschäftigt ist, die Ernte seines Dichterlebens zu sammeln und zu sichten.

Wir haben schon angedeutet, daß es vor allem die Dialektdichtung gewesen ist, die Lämmles Namen weit im Land herum bekannt gemacht hat, auch im fränkischen Norden des Württemberger Landes, wo er viele

Freunde besitzt. In zahlreichen Sammlungen („Schwobebluet“, 1913, „Oiges Brot“, 1914, „Sonntig“, 1919, „Sonnestrauß“, 1936, „Es leiselet im Holderbusch“, 1938) hat er von schwäbischer Art und Eigenart gesungen, meist in sehr gegenständlicher, kurzweiliger Weise, und immer so, daß das Volk ihn verstand, da es in seinen Versen sich selber begegnete und sein Wesen, seine kleinen und großen Erlebnisse, seine unausgesprochenen Gedanken und Sehnsüchte, darin richtig gesehen, gedeutet und ausgedrückt fand. Lämmle hat seinen Landsleuten auch in die verborgeneren Herzensfalten hineingeschaut, hat einiges von ihren heimlichen Selbstgesprächen erlauscht und hat das Gesehene und Gehörte in seine Verse einfließen lassen. Aber nicht die Sucht, zu „enthüllen“, hat ihm die Feder geführt, sondern jene Liebe, die auch die Fehler und Schwächen des andern liebt. So begegnet der Schwabe in Lämmles Versen immer wieder jenen treffenden Formulierungen, vor denen er überrascht, aber auch lächelnd erkennt und zugibt: „Ja, ich bins“.

Natürlich ist August Lämmle, nachdem die Mundart seine ersten lyrischen Gehversuche begleitet und später seine dichterische Reife gefördert hat, nicht beim Dialekt stehengeblieben. Er wußte, daß die Mundart zwar eine unversiegbare strömende Quelle dichterischer Aussage ist, daß sie der Wirkung des Wortes aber auch Grenzen setzt. So hat er in Vers und Prosa über die Mundart hinausgegriffen und manches Werk geschaffen, dessen Wirkung an den Grenzen des Schwäbischen keine Schranken gesetzt waren. Dabei haben sich Mundart und Hochsprache gegenseitig befruchtet, und August Lämmle, im Boden seines Stammes fest verwurzelt, hat auch dann, wenn er zur Hochsprache griff, immer den rechten Ton gefunden, der überall verstanden werden konnte. Das gilt, wie schon angedeutet, nicht nur für den Lyriker, sondern auch für den Erzähler Lämmle, der stets ein Geschichtenerzähler im besten Sinn des Wortes gewesen ist („Spinnstubengeschichten“, 1916, „Schwäbisches und Allzuschwäbisches“, 1936, „Der Herrgott in Allewind“, 1937). In „Die Reise ins Schwabenland“ (1936, 1946) ist der Dichter zum feinfühligsten und kundigen ‚Reiseführer‘ geworden, und in dem „Kleinen Geschenk“ (1948) hat er noch einmal allerlei „Geschichten, Idyllen und Tagebuchblätter“ vor uns ausgebreitet.

Lämmle hat sich nie dazu verleiten lassen, zum Vielschreiber zu werden, obwohl die Muse ihm immer hold gewesen ist. Er ist seinen eigenen Werken gegenüber kritisch geblieben, und das, was er der Öffentlichkeit vorgelegt hat, ist immer nur ein Teil der Ernte gewesen, die in seinen Scheunen gelegen hat.

Nie war der Schreibtisch Lämmles Welt und Schaffensort. Er hat sich gern in „Allewind“ herumgetrieben, diesseits und jenseits der schwäbischen Grenzen. Er hat sich auch nicht in sich selbst versponnen, sondern ist immer wieder ins Volk hineingegangen, hat sich aber auch darum bemüht, fremde Art kennen und schätzen zu lernen. Bei all dem hat er, in seinem Leben und Wirken,

in seinem Können und Schaffen, stets das rechte Maß im Auge behalten. –

Wir grüßen ihn dankbar zu seinem 75. Geburtstag und freuen uns über das Geschenk, das er uns bei diesem festlichen Anlaß auf den Tisch legt. Unter dem Titel „Unterwegs“ sind Erlebnisse und Begegnungen zusammengefaßt – eine Rückschau auf ein reiches und begnadetes Leben. Das ist ein echtes Lämmlebuch mit seiner gesunden Mischung von Ernst und Heiterkeit, Heimatliebe und Weltoffenheit. Lämmle schreibt scheinbar über Alltäglichkeiten, in Wirklichkeit zeigt er uns die geheimen Lichter hinter dem Alltag. „Ich bin dazu da, daß ich über das Leben der Menschen, zu denen ich gehöre, nachdenke und das, was ich erfahren und gefunden habe, niederschreibe in einer Sprache, die alle verstehen, und in einer Form, die auf Heiterkeit ausgeht. Das Wort ist so gemeint, wie wenn man von einem heiteren Himmel spricht. Warum? Damit unsere durch so schwere Schicksale getriebenen guten Menschen an das Gute und an das Schöne glauben lernen, oder wenigstens bei mir eine frohe Stunde haben.“

Wir wünschen dem Dichter, daß ein gnädiges Schicksal zu den 75 noch manches gute Jahr hinzulegen möge.

H. L.

August Lämmle und die schwäbische Volkskunde

Zum 3. Dezember denken die Württembergische Landesstelle für Volkskunde und mit ihr das Württembergische Landesamt für Denkmalpflege, dessen Abteilung Volkstum sie bildet, mit Dankbarkeit an August Lämmle. Mit seinem Namen sind die amtliche Sorge für die Güter und Werte des heimischen Volkstums und die Pflege der Volkskunde von Amts wegen in unserem Land aufs engste verbunden.

Das Herkommen aus bäuerlichem Stand und die innerste Neigung hatten schon früh den jungen Lehrer zur Beschäftigung mit der Volkskunde gebracht. Seine dichterische Gabe und sein Sinn für die Mundart und ihre Schönheit wiesen ihn noch nachdrücklicher als bloße Liebhaberei auf den Weg ernster Beobachtung und Sammlung. Als sich zu Beginn der zwanziger Jahre unter Peter Goeßlers Leitung das Württembergische Landesamt für Denkmalpflege in der Richtung auf einen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Heimatkunde und Heimatpflege entwickelte, war es gegeben, daß August Lämmle darin die Abteilung Volkskunde übernahm.

Es muß eine ungemein reizvolle Aufgabe für den bisherigen Oberreallehrer gewesen sein, jetzt hauptamtlich in Zusammenarbeit mit einem weitschauenden und aufgeschlossenen Amtsdirektor tun zu dürfen, was er vorher auf die spärlichen Eckstunden des Tages hatte beschränken müssen. Mit der grundsätzlichen Schrift „Unser

Volkstum“ führte er sich und sein Amt 1925 vor dem Kreis der heimatliebenden Württemberger ein. Es wäre erstaunlich gewesen, wenn der Schriftsteller August Lämmle den „Konservator“ – das war sein amtlicher Titel – nicht bald auf den Gedanken gebracht hätte, daß die Abteilung Volkstum mit einer Schriftenreihe „Schwäbische Volkskunde“ hervortreten müsse und daß er später selbstverständlich die Schriftleitung der seit 1929 vom Landesamt für Denkmalpflege herausgegebenen Monatschrift „Württemberg“ übernehmen sollte (von Juli 1933 an zeichnete er unter dem eigenen Namen als Herausgeber der wertvollen Zeitschrift).

Beim Aufbau seines Amtes nutzte er mit großem Geschick alle seine zahlreichen persönlichen Verbindungen über das ganze Land hin aus. Ungemein erfolgreich konnte er Mitarbeiter für die großen Aufgaben werben. Es galt, die verschiedenen Sammlungen weiterzuführen und zu vermehren, zu denen er aus persönlichem Besitz einen beachtenswerten Grundstock beigebracht hatte. Vor allem lagen ihm die Volksliedsammlung (die Abteilung Volkstum stellte zugleich das „Württembergische Volksliedarchiv“ dar und bildete somit eine Zweigstelle des Deutschen Volksliedarchivs in Freiburg i. Br.) und die Sammlung der Segen- und Heilsprüche am Herzen.

Bei der großen volks- und heimatkundlichen Tagung des Landesamts für Denkmalpflege im Herbst 1926 konnte August Lämmle seine besonderen Anliegen und Wünsche wirkungsvoll vertreten. Diese Tagung legte mit einem Vortrag des eben jetzt in hohem Alter hingediehenen Tübinger Germanisten Karl Bohnenberger zugleich auch den Grund zur weit ausgreifenden planmäßigen Sammlung aller Flurnamen in Württemberg. In feinster Weise sollte zusammengearbeitet werden zwischen der Abteilung Volkstum, die den Aufbau des „Württembergischen Flurnamenarchivs“ aufs beste besorgte, und der Universität Tübingen, die durch Professor Bohnenberger und einige seiner Schüler die wissenschaftliche Betreuung der Sammlungen übernahm. In Scharen meldeten sich in den folgenden Jahren Sammler, vorwiegend Lehrer. Daß die ganz anders gerichtete Zeit der dreißiger Jahre den meisten davon keine Muße mehr für die stille Arbeit ließ und daß somit aus den vielversprechenden Anfängen vorläufig nur etwa 250 abgeschlossene Sammlungen einzelner Ortsmarkungen hervorgegangen sind, war ein schwerer Schmerz für den Gründer des Flurnamenarchivs.

Die zweite große Aufgabe, die an August Lämmle herantrat, war die der Durchführung der Sammlungen für den Atlas der deutschen Volkskunde. Nach mühevollen Verhandlungen mit den Staatsbehörden konnte man 1930 damit auch in Württemberg beginnen. Rund 600 gute Mitarbeiter aus Württemberg und Hohenzollern konnte die Landesstelle für Volkskunde – in diesem Zusammenhang entstand die Bezeichnung, die heute vorwiegend benutzt wird – zusammenbringen, und der württembergische Anteil an der Beantwortung der 250 Fragen kann sich neben dem anderer Länder wohl sehen lassen.

Neben diesen großen Unternehmungen mußte August

Lämmle stets auch den übrigen Aufbau und Ausbau seiner Abteilung im Auge behalten. Es gelang ihm, allerlei sonstwo im Land ruhendes, ausgezeichnetes Sammelgut herzuholen, so die einzigartige Flurnamensammlung von Bazing mit ihren rund 100 000 Zetteln und vor allem die unersetzlich wertvollen Volkskundeberichte („Konferenzaufsätze“) aus etwa 550 Ortschaften, welche auf Anregung Karl Bohnenbergers und des Stat. Landesamts im Jahre 1900 von Lehrern geschrieben worden waren.

Wenn man neben diese sichtbaren Ergebnisse der verdienstvollen Arbeit August Lämmles noch die vielen kleinen Mühen stellt, die mit dem Großen verbunden sind, wenn man an die unendlichen Organisationsarbeiten und -vorarbeiten denkt, die einen Menschen schier auffressen können, an die Reisen hinaus ins Land zu den Mitarbeitern, an die Vertretung bei Fachkongressen und -tagungen – August Lämmle war dabei ein gern gesehener Gast, und noch heute erkundigen sich ältere Kollegen allenthalben nach seinem Ergehen –, dann erscheint es verständlich, daß der Konservator Lämmle den Dichter und Schriftsteller, den Menschen darf man wohl sagen, zu erdrücken drohte und daß das Jahr 1938 sein Gesuch um Zuruhesetzung brachte.

Er hat noch die Durchführung des dritten großen Unternehmens seiner Dienstzeit, nämlich der Aufnahmen für eine Sprachgeographie Württembergs, gemeinsam mit Karl Bohnenberger und Wilhelm Pfeleiderer angeregt und vertreten, von der Abteilung Volkstum aus in die Wege geleitet, ehe er im Herbst 1938 aus dem Amt geschieden ist.

Es war ein entscheidungsschweres Jahr für die Abteilung Volkstum. Sie sollte auf Grund gewisser Bestrebungen von Stuttgart gelöst und mit dem neuen Volkskundeeinstitut der Universität Tübingen verbunden werden. Die damals üblichen parteipolitischen Erwägungen spielten herein, und eben diese waren ja zu nicht geringem Teil auch schuld daran, daß das Landesamt für Denkmalpflege seit Goeßlers Zwangspensionierung 1934 in seine verschiedenen Abteilungen zerfiel und niemand den Tübinger Wunsch ernstlich zurückweisen konnte. Der Ausbruch des Kriegs ein Jahr darauf verhinderte die Verwirklichung des Plans. Lämmles Stelle blieb unbesetzt, und die Abteilung Volkstum gehörte weiterhin zum Rest des Landesamts für Denkmalpflege der Goeßlerschen Zeit.

Es war für den Begründer der Abteilung Volkstum eine freudige Nachricht, als man ihm 1946 mitteilen konnte, daß die wertvollen Sammlungen seiner Hand so gut wie ganz unbeschädigt über den Krieg gekommen seien und daß sein Amt unter neuer Leitung die Arbeit wieder aufnehmen könne. Fünfzehn arbeitgefüllte Jahre seines Lebens haben den sicheren Grund geschaffen, auf dem nach allen Wirren und Nöten der Zeit nunmehr der Neubau aufgeführt werden kann. Daß August Lämmle noch lange sein Wachsen begleiten und sich daran freuen möge, das ist heute der Wunsch der Württembergischen Landesstelle für Volkskunde und des Landesamts für Denkmalpflege.

Helmut Dölker

Wegweiser für die heimatliche Volkskunde

Zusammengestellt von der Arbeitsgruppe für Volkskunde im Schwäbischen Heimatbund

XI. Wald und Jagd

(in den unmittelbaren Zusammenhang gehören die Erläuterungen zu den Kapiteln VIII, X, XIX, XXIII)

Der Wald hat seit den ältesten Zeiten hohe Bedeutung für den Menschen. Auf der einen Seite ist er der natürliche Feind der menschlichen Siedlung, auf der andern dient er seit je dem Menschen dadurch, daß er ihm Material für den Hausbau, für die Herstellung sehr vieler Geräte, für die Erwärmung im Winter und einen Teil seiner Nahrung (Wild, Pflanzen und Früchte) liefert. Er bietet den Haustieren reiche Weide, den wilden Tieren Schutz und Aufenthalt, und er beschäftigt als der bevorzugte Sitz von unheimlichen Mächten und von Gestalten der Sage und des Märchens immer die Phantasie. Da der Mensch von so vielen Seiten her mit dem Bestand des Waldes verbunden ist, hat das gegenseitige Verhältnis zu allen Zeiten einen deutlichen Niederschlag im volkstümlichen Leben hinterlassen, der trotz der jetzt allgemein gültigen Regelungen der Forstverwaltung noch heute vielfach spürbar ist.

Zu beachten sind schon die verschiedenen Bezeichnungen für Baumbestand größerer oder kleinerer Art, die alle auf einmal bestehende Unterschiede in der Größe, der Zusammensetzung, der rechtlichen und wirtschaftlichen Stellung oder in der Ausnützung zurückgehen (Wald, Holz, Hau, Schlag, Forst, Hart, Loh, Buch, Tann und so weiter; jetzt zum Teil nur noch als Namen). Dabei sollte jeweils alles genau vermerkt werden, was sich von heute aus über Lage und Art, Kultur und rechtliche und wirtschaftliche Verhältnisse der einzelnen Stücke beobachten läßt.

Aus den alten, früher sehr wichtigen Holz- und Forstordnungen hat sich noch mancherlei erhalten in Rechten (vielleicht umstrittenen) auf Eigentum oder Nutzung durch einzelne oder ganze Gemeinschaften, wobei diese die Einwohner eines Dorfes oder bloß die Angehörigen eines Gewerbes und so weiter sein können. In mancherlei Sagen und Erzählungen, auch in Ortsneckereien und in Waldnamen leben Erinnerungen an ehemaligen, heute vielleicht nicht mehr recht verständlichen Waldbesitz und an Wald- und Holzrechte fort.

Es wäre auch wichtig festzustellen, ob noch etwas darüber bekannt ist, wozu früher das Holz verwendet wurde und wozu es heute noch verwendet wird (Floßholz, Holz für Hausgewerbe und so weiter). Vielleicht gab und gibt es noch besondere Regelungen für das Schlagen und für das Abbefördern, überhaupt für die Benützung besonderer Wege im Wald. Das Recht des Holzlesens und -sammelns, die volkstümliche Meinung über Waldfrevel, das Verhältnis zum Waldhüter und sein Ansehen in der Gesellschaft wären der Beobachtung und

der Behandlung wert; ebenso das Neben- oder Gegeneinander von Privat-, Gemeinde- und Staatswald.

Sehr eng mit dem Wald verbunden ist die Jagd. Vor der Sesshaftigkeit des Menschen war sie zusammen mit dem Fischfang seine wichtigste Nahrungsquelle. Mit der Ausdehnung der jagdfeindlichen Feldflur konnte sich ein nennenswerter Wildstand nur noch in Wäldern und auf nicht nutzbar gemachten Weidefluren erhalten. Über diese Gebiete verfügte aber der Grundadel; so stand auch die Jagdausübung darauf nur ihm zu, und die Jagd entwickelte sich zu einem Königsrecht (Regal). Den doppelten Ursprung der Jagd als Grundlage der menschlichen Ernährung und als Betätigung und Sonderrecht des Adels merkt man auch heute noch in den Jägerbräuchen. Die Jagdtrophäe als Schmuck kommt dem Überwinder und Beherrscher des Tieres zu; die vielen gesellschaftlichen Bindungen des Jägers dagegen, seine Neigung, durch eine besondere Kleidung hervorzutreten, haben ihren Ursprung in der Auffassung der Jagd als eine Angelegenheit der Großen.

Zahlreich sind die Darstellungen der Jagdgebräuche (Aufzeichnungen schon aus dem Mittelalter, zum Beispiel Falkenbuch Kaiser Friedrichs II.; besonders zahlreiche Quellen im 16. und 18. Jahrhundert, zum Beispiel Flemming, Der vollkommene deutsche Jäger. Leipzig 1741). Aus diesen zahlreichen Schriften heraus wurde bis in die Neuzeit der „Jägerbrauch“ mit geringen Abänderungen immer neu festgelegt; es mischen sich alte Formen und neue Verordnungen (vergleiche die des „Reichsjägermeisters“ in den dreißiger Jahren). Um sie auseinanderhalten zu können, bedarf es der Kenntnis des einschlägigen Schrifttums und einer vielseitigen Aufnahme der heute noch herrschenden Gebräuche.

Bei der Frage der Jagdausübung und des Jagdrechts ist zuerst einmal wichtig, wer die Jagd besitzt (Eigentümer, Pächter, gemeinschaftliche Nutzung, Jagdverbände). Aus welchen Kreisen stammt der Jagdpächter? Kleidet er sich besonders? Wie urteilt die Bevölkerung über ihn? Bestehen gesellschaftliche Bindungen des Jägers (Stammtische, Beisetzung von Kameraden)? Wo gibt es alte Jagdgrenzen, Grenzsteine, Gedenksteine, Totensteine, besondere Flurnamen, die sich auf die Jagd beziehen, Bäume mit Jagdnamen? Neben der Einzeljagd (Pirsch, Anstand und so weiter) gibt es die Gesellschaftsjagd (Treibjagd). Im Zusammenhang mit ihr haben sich besondere gesellschaftliche Formen entwickelt (Aufstellung, Meldung, Essen, letzter Trieb). – Das Verhältnis zwischen Förster (Jäger) und Pächter: was sagen sie über sich selbst, was sagt die Bevölkerung darüber?

Der Jäger besitzt im allgemeinen eine besondere Kleidung (Oberkleidung, Hut, Mantel, Fußbekleidung, Rucksack, Stock). Er wohnt nicht selten im Jagdhaus (Außenfront, Einteilung, Nebenräume, Garten). Seine Stellung in der Gemeinde (allgemeines Urteil, Aufstieg- und Heiratsmöglichkeiten, Stellung in den örtlichen Vereinen).

Bei der Ausrüstung spielen eine große Rolle die Jagdgeräte: Waffen (Arten, Bezeichnung, Pflege; wird

die Waffe dem Jäger geschenkt? von wem? Brauch bei der ersten Benützung), Fallen und Fallenstellen (Art und Bezeichnung, Einrichtung auch der Hilfsfallen, Köder und Köderherrichtung).

Zum Jäger gehört der Hund (gebräuchliche Namen, Rassenamen, Rufnamen; Eigenarten der Hunde in der Jägersprache, Tugenden, Unarten; besondere Gebräuche bei der Aufzucht, Nahrung, Dressur; Unterbringung, Namen und Form der Hundehütte, Aufenthalt des Jagdhundes zu Hause und in der Wirtschaft; Halsband; besondere Erzählungen über einzelne Hunde). Gibt es noch sprachliche Hinweise auf ehemalige Hundehäuser und deren Betreuer (Zwinger – Hundehalter)?

Wie bezeichnet der Jäger die Spuren des Wilds? Wie die Witterung, bei der er sie am besten liest?

Jäger und Wilderer: Urteil der Bevölkerung über Wildern und Wilderer; Erzählungen über einzelne Wilderer; Lieder; bildliche Darstellungen.

Beim Wild ist wichtig die sprachliche Bezeichnung, das Verhältnis des Jägers zu den einzelnen Wildarten, die Beurteilung von Schaden und Nutzen vom Standpunkt des Jägers aus.

Bei der Beobachtung der Jagdbeute kommt es auf die Erlegung und die Behandlung an. Schuß-Vorbereitung, auch früherer Brauch; Zahl der Patronen; Verhalten beim Schuß, Beobachtung. Bruch – Überreichung; Belohnung. Strecke – Anordnung, Ausschmückung, Beförderung. Wildbret – Aufbruch, durch wen, wie? Bezeichnung seiner Einzelteile; wem gehört er? Abfälle und restliche Innereien, Bezeichnung und Gebräuche; das Wildbret im eigenen Gebrauch: Aufbereitung zu Hause, besondere Zubereitungsarten; das Wildbret als Handelsware: Händler, Wildessen in der örtlichen Wirtschaft unter Beteiligung der Jäger; das Fell oder die Decke: wem gehört sie? wie wird das Einzeltier behandelt? Felle für Eigenkleidung des Jägers beziehungsweise seiner Frau. Welche Teile werden medizinisch ausgesucht (zur Eigenbehandlung oder für den Apotheker beziehungsweise für die örtliche Volksmedizin)?

Was hat man früher an Jagdtrophäen benutzt?

Was nimmt man vom einzelnen Tier? Bezeichnung und Sinn. Wie wird die Jagdtrophäe erworben: vom selbst-erlegten Tier, durch Schenkung, durch Kauf? Kennzeichnende Jagdtrophäen für einzelne Gegenden (zum Beispiel Hirschgrandl, Birkhuhnsichel, Schnepfenspieße). Wie wird die Trophäe getragen?

Von ganz besonderer Art ist die Jagd- und Jägersprache. Sie hat ihre bestimmten Bezeichnungen für das Einzelwild, seine Eigenart, die einzelnen Bestandteile, die Losung und die Spur. Ebenso kennt sie zahlreiche Ausdrücke für die Arbeit und Tätigkeit des Jägers, die Bezeichnung der Witterung, die der Bodenform und Bewachsung und die der Eigenart des Hundes.

Eine weitere Besonderheit bildet das Jägerlatein: seine Eigenart, Schilderung einzelner Vertreter und deren Eigenart in Erzählungen, Urteil des Volks darüber.

Wald und Jägerei spielen ihre Rolle auch im Lied.

Wesen und Ziele der „Werkgemeinde“

Die Werkgemeinde ist ein freier Erziehungs-Verband mit Mitgliedern in allen vier Zonen, der durch Schrifttum, Lehrgänge, Ausstellungen und dergleichen versucht, das schöpferisch gestaltende *handwerkliche Laienschaffen* in Heim und Schule zu fördern.

Was will die Werkgemeinde?

Angesichts der großenteils vernichteten und ausgeplünderten Werkräume mit ihren Werkstoffen, Werkzeugen und Werkbüchern, deren Wiederbeschaffung in Jahrzehnten kaum möglich sein wird, taten sich 1946 einige Pädagogen zusammen, um mit dem Laienwerken ganz unten anzufangen. Bestimmend für sie war die Erkenntnis, daß dem (jugendlichen) Menschen aller Schichten das Recht zusteht, *die befreiende Beglückung im selbständigen Hervorbringen eines brauchbaren, schönen Gegenstandes zu erleben*. Man besann sich auf Möglichkeiten und Gelegenheiten, solches Tun zu verwirklichen auch ohne Aufwand für Material, Werkzeug, Raum und so weiter, und man fand Wege.

Es geht der „Werkgemeinde“ weniger um die Weiterbildung technischer Fähigkeiten und überhaupt nicht um die Geschicklichkeit, die Handfertigkeit als solche, wie sie etwa beim Basteln eines Lautsprechers, eines Fernrohres, eines physikalischen Lehrmittels oder beim bloßen Hobeln, Sägen, Feilen genau nach Vorschrift und Lineal im Vordergrund stehen. Denn damit werden Eigenschaften gezüchtet, die dem Menschen höchstens im Beruf – und nur in gewissen Berufen – nützlich sein können.

Das Erziehen zu braven, gehorsam „nach Vorschrift und Lineal“ arbeitenden Staatsbürgern reicht heute nicht mehr aus. Wir brauchen Menschen mit Verantwortungsbewußtsein, mit Denkvermögen und Handlungsfreiheit, mit klarem Blick für Werte, die Bestand haben, Menschen mit Charakter und sittlicher Kraft, zugleich auch mit Ehrfurcht vor allem Lebendigen! *Wesen ist heute (und morgen) wichtiger als Leistung*, wenn wir bestehen wollen. Darüber muß man sich einmal klar werden.

Zu solcher Menschenbildung möchte die Werkgemeinde ihr Teil beitragen. Das Gebiet des handwerklichen Schaffens sieht zwar bescheiden aus, aber es kann mit dem selbständigen Gestalten im Bereich der Sprache, der Musik, der Leibeserziehung zu einem *Schlüsselpunkt* werden. Von hier aus kann sich ein neues, aktiveres Verhältnis zu den wissenschaftlichen Fächern erschließen, für später eine überlegenere Haltung gegenüber den Erscheinungen des Lebens – auch des Berufslebens – entwickeln.

Indem sich der handwerklich Schaffende nämlich um eine ehrliche, saubere, zweckdienliche und zugleich „gute“ Form abmüht, werden ja nicht bloß seine wahren Schöpferkräfte entbunden und entfaltet, sondern wächst auch sein *Urteilsvermögen über Echt und Schlecht*. Dies geht

ohne Hinzutun in alle anderen Bezirke hinein, sogar in die Menschenkenntnis. Indem er sich mit den Stoffen der Natur auseinandersetzt, erahnt er manch große Zusammenhänge, in die sein kleines Dasein gestellt ist. Ehrfurcht vor der Natur, Achtung vor dem gewerblichen Erzeugnis, ja, vor dem Meister selbst, der es geschaffen, blühen auf.

Es kommen aber noch viele andere Ziele hinzu. So stand einmal in einem Rundbrief an die Mitglieder der Werkgemeinde der Satz: „Erst wenn aus dem rezeptiven Hindämmern der Jugend (in Freizeit und Lernschule alten Stils) ein produktives Leben wird, kann sich ihre seelische Not wandeln.“ Daraus geht, wendet man diesen allgemeinen Satz auf das Werkschaffen an, hervor, daß dieses nicht als rein körperliche Lockerung, geschweige denn als „Zeitvertreib“, als bloßes Beschäftigen gedacht ist, sondern als *innerlich gewinnbringendes Leben*. Wenn die weltbekannte schweizerische Organisation PRO JUVENTUTE sich um die Errichtung von Freizeitwerkstätten in jedem Dorf bemüht, so zeigt dies, wie wichtig in dem klassischen Land der Jugendpflege das Laienwerken genommen wird.

Häufig entfalten Jugendliche, die in der Schule versagen und deshalb als „schlechte Schüler“ gelten, auf musischen Gebieten erstaunliche Gaben. Würde man diese Gaben ebenso ernst nehmen wie die wissenschaftlichen, so könnte gar manchem unglücklichen Kind sein Selbstvertrauen zurückgegeben werden. Leider bewertet man aber in all den langen Schuljahren den Kopf ums Vielfache höher als das Herz oder die Hand.

Ferner entdeckt der (junge) Mensch beim Werken oft Fähigkeiten und Interessen in sich, was ihm die Berufswahl erleichtert. Zuweilen erwacht dort erst die Freude an einem handwerklichen Beruf, an den man bei der Überfülle wissenschaftlichen Stoffes nie gedacht haben konnte. Zugleich erkennt der Mensch hierbei auch seine Möglichkeiten – und seine Grenzen.

Der vertraute Umgang mit Werkstoffen und Werkzeugen aller Art (der ja keine Handwerkslehre vorwegnehmen soll, sie aber vorbereiten kann) erleichtert das äußere Dasein. Mit „praktischem Blick“ vermag man in jeder Lebenslage zurechtzukommen. Im Verein mit dem erwähnten Urteilsvermögen über Echt und Schlecht sorgt dieser Blick dafür, daß der Mensch nichts Falsches oder Unschönes mehr kauft, sondern sich mit Richtigem und Schöнем zu umgeben trachtet. Die geschmacklose Umgebung in vielen elterlichen Wohnstätten verbildet schon das kleine Kind. Was wäre dankenswerter, als der nächsten Generation eine anständige Umwelt zu schaffen? – „Die Familie ist die Keimzelle des Friedens. Ein *schlichter, sauberer Wohn- und Lebensraum strahlt günstig auf den inneren Raum des jungen Menschen aus und letzten Endes auf die Haltung der Völker zueinander*.“ So lautet ein wesentlicher Punkt in dem Prospekt der Werkgemeinde. Dieser Gesichtspunkt ist gerade heute, da wir ungezählte neue Wohnungen zu bauen haben, von größter Tragweite.

Was tut die Werkgemeinde?

Die *Lehrgänge* vermitteln praktische Techniken, vorzugsweise mit geringstem Aufwand für Material, Werkzeug und Raum. Dazu zählen zum Beispiel das Flechten mit Roggenstroh, Maisblättern, Binsen, das Formen mit Ziegeleiten (Aufbaukeramik), das Schnitzen mit Jungholz, am besten Hasel, das Herstellen vielfältigen Baumschmuckes, hübscher Hausschuhe, eines Schatten- und Handpuppentheaters. Solche Dinge lassen sich in jeder Schul- oder Wohnstube verwirklichen – und damit ist ein Anfang gemacht! Ein neuartiges System besteht darin, daß diese Kurse von jeder Dienststelle, jedem Verband oder dergleichen einfach als Ganzes „bestellt“ und von nahegelegenen Mitarbeitern der Werkgemeinde an jedem beliebigen Ort durchgeführt werden.

Zu *Ausstellungen* geeigneter Art sendet die Werkgemeinde Studienarbeiten aus den Kursen als Ansporn für Erzieher und Schulen, selbst Hand anzulegen. Auch eigene kleine Ausstellungen wurden schon veranstaltet. (Mit *Wettbewerben* ist man etwas vorsichtig geworden, da der quantitative Leistungsvergleich, wie er etwa im Sport solche Triumphe feiert, nicht dazu angetan ist, den Charakter zu heben, den Menschen zu bilden . . .). Neben gebührenfreier *Beratung* und *Vermittlung* wird den Mitgliedern ein *Mitteilungsblatt* zuteil, das auch einen Briefkasten enthält. *Lichtbildervorträge* sind geplant, sobald die Mittel es erlauben.

Außer *Aufsätzen* für pädagogische und verwandte Zeitschriften gibt die Werkgemeinde im Bärenreiter-Verlag, Kassel und Basel, eigene Reihen von Werkbüchlein, Werkbogen und Mustertafeln heraus. Diese *Veröffentlichungen* bemühen sich, volks- und jugendtümlich zu bleiben, stets Ansporn für selbständiges Gestalten zu bieten und das Werkschaffen auch in entlegenen Gemeinden ohne großen Aufwand für Werkstoff, Werkzeug, Vorbereitung und dergleichen in jedem gewöhnlichen Klassenzimmer zu beginnen.

Was ist die Werkgemeinde?

Aus all diesem erhellt, daß es sich also nicht um eine Organisation von Handwerksbetrieben oder Kunstgewerblern handelt, sondern um einen Zusammenschluß von *Erziehern*, denen die *Werkarbeit des Laien Herzensache* ist. So sind denn auch die meisten Mitglieder Lehrer, Jugendleiter, Kindergärtnerinnen, auch Pfarrer, Architekten, Hausfrauen. Zu den sogenannten korporativen Mitgliedern zählen Behörden, Verbände verschiedenster Art, Institute und Heime, auch einzelne Industriefirmen (Lehrlingsbetreuung).

Zum Schluß seien die ungewöhnlich günstigen Mitgliedsbedingungen nicht verschwiegen: Bei einem Jahresbeitrag von 5.– DM hat das Mitglied Anspruch auf Ermäßigung bei Kursen und so weiter, auf das erwähnte Mitteilungsblatt und auf *Veröffentlichungen nach eigener Wahl im Wert von 6.– DM*. Die Geschäftsstelle, die jedermann gerne einen Prospekt zusendet, ist in Stuttgart-Feuerbach, Bubenhaldenstraße 84. *Walther Häussermann*

Arbeitstagung der Archivpfleger

Der Schriftdenkmalschutz sieht sich nach den unersetzlichen Archivalienverlusten der Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre vor einer besonders verantwortungsvollen Aufgabe. Im Vordergrund seiner Arbeit steht heute die Erhaltung und Erschließung des geschichtlich wichtigen Schriftguts in unseren nicht durch Fachkräfte verwalteten Gemeindearchiven. Für die in dieser ehrenamtlichen Tätigkeit stehenden staatlichen Archivpfleger von Nordwürttemberg und Südwürttemberg-Hohenzollern führten die Württembergische Archivdirektion Stuttgart und das Staatsarchiv Sigmaringen am 12. und 13. Oktober im Hauptstaatsarchiv Stuttgart und Staatsarchiv Ludwigsburg einen Lehrgang durch.

Fünf Fachvorträge galten den grundsätzlichen Fragen der Pflegerarbeit. Staatsarchivdirektor Dr. Miller behandelte die allgemeinen Probleme des Schriftdenkmalschutzes und der Archivpflegerorganisation, die nach dem zweiten Weltkriege in Nord- und Südwürttemberg getrennt neu aufgebaut werden mußte, aber personell und sachlich reibungslos zusammenarbeitet. Staatsarchivrat Dr. Grube-Ludwigsburg sprach über den geschichtlichen Werdegang der württembergischen Gemeindeverwaltung, wie er sich im heutigen Aufbau der Gemeindearchive spiegelt. Archivrat Dr. Pietsch-Stuttgart erläuterte die von der Württembergischen Archivdirektion herausgegebenen neuen Richtlinien für die Ordnung und Verzeichnung von Gemeindearchiven. Dr. Straub-Stuttgart berichtete über Erfahrungen bei der Neuordnung des Stadt- und Pfarrarchivs Riedlingen und des Spitalarchivs Biberach. Oberarchivrat Dr. Herberhold-Sigmaringen zeigte die Bedeutung nichtstaatlicher Archive, vor allem der Gemeinde-, Adels- und Kirchenarchive, als Quellen zur Heimatgeschichte.

Fünf Arbeitsgemeinschaften machten die Archivpfleger mit Hilfsmitteln und praktischen Erfordernissen ihrer Arbeit vertraut: mit dem einschlägigen Schrifttum, mit der Aktenkunde, der Anlage von Urkunden- und Aktenverzeichnissen, der Behandlung und Aufstellung von Archivalien. Die Aussprache bot Gelegenheit zu vielfachem Erfahrungsaustausch. Im Mittelpunkt stand die Frage der Aktenausscheidung, die wegen der Raumnot in vielen Rathäusern brennend geworden ist; sie darf nur im Benehmen mit dem Archivpfleger gelöst werden.

Den in gedrängter Fülle dargebotenen Arbeitsstoff veranschaulichten Führungen durch die beiden staatlichen Archive und eine Lehrfahrt in zwei Dorfarchive (Kemnat und Neckartenzlingen), in das mustergültig eingerichtete Stadtarchiv Nürtingen und das reiche Archiv der Stadt Eßlingen, wo Stadtarchivar Dr. Haffner führte.

Wir dürfen hoffen, daß der Ertrag des Lehrgangs draußen im Lande recht bald spürbar werden wird. Wohlgeordnete und zugängliche Ortsarchive sind, wie der Kundige weiß, unerschöpfliche Fundgruben für jeden, dem das vielgestaltige Leben der Heimat erst aus ihrer Geschichte ganz verständlich wird. *W. G.*

Das Stuttgarter Rathaus

Mit der jetzigen Bebauung des Marktplatzes und dem vorliegenden Rathausentwurf hat die Stadt Stuttgart den Gedanken endgültig aufgegeben, eine Erinnerung an den giebelumsäumten alten Platz festzuhalten, wie dies andere Städte getan haben. Es erübrigt sich daher für den Schwäbischen Heimatbund, bei der Stellungnahme zu den neuen Rathausplänen die Frage der Überlieferung anzuschneiden.

Auch die Kostenfrage soll hier nicht berührt werden, obgleich der Umfang der Eingangshalle und des Sitzungssaales sowie die Bausumme von 6 Millionen Mark dazu verlocken.

Der Vorstand des Schwäbischen Heimatbundes nimmt vielmehr nur unter dem Gesichtspunkt der Baugestaltung zu dem vorliegenden Entwurf der Architekten Schmohl und Stohrer folgende Stellung:

Symmetrie oder nicht, ist wohl für jeden, der mit dieser Aufgabe zu tun hat, die erste Frage.

Für die Beibehaltung der Symmetrie spricht der Bestand, der Organismus des alten Baues.

Gegen sie spricht zunächst das Ergebnis vieler Versuche, die Marktplatzfront mit dem Turm in der Mitte befriedigend zu lösen. Der Turm steht ja mit der Vorderflucht seiner Masse nicht in der Ebene der ganzen Marktplatzfassade. In diese Flucht war vielmehr ein Scheingiebel vor den Turm gesetzt, den wiederherzustellen dem heutigen Architekten kaum möglich ist.

Man muß also entweder die Vorderwand der Rathausfront aufschlitzen um die Turmwand dahinter zeigen, oder man muß den Turm irgendwie in einem Dach oder einer anderen Blendarchitektur versinken lassen. Alle seitherigen Versuche zur Lösung dieser Schwierigkeit überzeugen nicht.

Andererseits spricht aber gegen die Beibehaltung der alten Symmetrie der Plan, die ganze Rathausanlage gegen die Eberhardstraße wesentlich zu erweitern, so daß der Turm seine Mittelstellung verlieren muß.

Daß bei solcher unsymmetrischen Lösung die Länge der Flügel wesentliche Unterschiede zeigen muß, ist klar. Es ist deshalb richtig, daß in diesem Falle die Eichstraße überbaut wird. Schade nur, daß diese Erkenntnis nicht schon beim Wettbewerb anerkannt wurde.

Es ist auch richtig und notwendig, daß bei unsymmetrischer Lösung die 2 Seiten verschiedene Höhe und verschiedene Vorderflucht erhalten müssen. Nur so tritt der Turm aus seiner Funktion als statisches Mittelstück und wird zum dynamischen Gelenk.

Soweit kann also wohl den vorgetragenen grundsätzlichen Baugedanken zugestimmt werden. Das Verhältnis der Baukörper zueinander ist gut.

Wie steht es nun mit der Einzelgestaltung? Auch hier ist der erste Eindruck ein guter. Die große Einheitlichkeit

der kleinmaßstäblich geteilten, aber doch ganz flachen Wand in Gegensatz gestellt zu den tiefen Schatten des zurückgesetzten Erdgeschosses und der Loggia über dem Saal und zu den ganz geschlossenen Seitenflächen des Turms ist von bestechender Wirkung.

Nun tritt aber die geplante große gesimslose Mosaikplatte über dem Saal, die tiefe Plastik der Turmendung, das schwere Gesims über dem Südflügel und das große Pferd plötzlich in großmaßstäblicher Derbheit neben die flache Feingliedrigkeit der Architektur. Das überzeugt wohl nicht. Hier müßte die weitere Bearbeitung noch Klärung bringen.

Soweit der erste Eindruck.

Gehen wir nun aber den Einzelheiten des Entwurfs weiter nach, so mehren sich unsere Bedenken. Um sie klarzumachen, seien zunächst einige Sätze aus dem Aufsatz von Prof. Schneck in der Stuttgarter Zeitung vom 1. Dezember zum Londoner Design Congress 1951 angeführt:

Er sagt unter anderem: „Ein Erzeugnis ist gut, wenn es das Gefühl völligen Gleichgewichts zwischen Form und Funktion, zwischen Kunst und Technik erweckt.“ Oder an anderer Stelle: „Das Künstlerische in einem Entwurf ist keine seltsame formale Hülle von aufgesetzter Gewaltsamkeit, es ist ein Anpassen der Mittel an den Zweck.“ Oder über Flugzeuge: „Es waren wirklich kleine Kunstwerke, Illustrationen zu meinem Begriff über das Künstlerische einer technischen Angelegenheit, sachlich, zweckmäßig, mustergültig und schön in ihrer absoluten Klarheit und Selbstverständlichkeit.“

Wie steht es nun mit solchem Maßstab bei unserem Rathaus? Wie steht es mit der Zweckmäßigkeit und Selbstverständlichkeit?

Wir gehen vom Grundsätzlichen der Konstruktion aus. Das Rasternetz mit den 14 cm starken Rippen muß alle Anschlüsse von Decken und Wänden aufnehmen.

So gehen die Trennwände der einzelnen Büros nur bis zu den zwei Meter hinter der Fensterflucht liegenden Tragfeilern. Der Rest des Anschlusses an die Fenster muß mit dünnen samt Putz etwa 8 cm starken Trennwänden hergestellt werden. Werden solche Trennwände genügen, um Räume wie die des Oberbürgermeisters oder die kleinen Sitzungssäle schalldicht gegen die Nachbarräume abzutrennen?

Die Decken, die teilweise große Dicke brauchen, müssen gegen die Fenster nach oben gezogen werden, damit sie an der dünnen Rasterrippe mit einer Mindestdicke anschließen können. Werden auch hier schalldichte Anschlußstellen möglich sein?

Der Raster stellt auch die Vorderwand des Turmes dar. Die dicken Turmmauern hinter dem Raster machen jedoch die Nutzung der Fenster zu Arbeitsräumen unmöglich. Der Turm wird nun ohnehin stark umgeformt und wir weinen seinen barock-gotisch-jugendstilhaften For-

men keine großen Tränen nach. So wird man ihn am besten ganz abbrechen. Sonst wird sein „Kostüm“ nie zum selbstverständlichen *Gewand* werden.

Die für das Äußere so wichtige Form der Loggia über dem großen Sitzungssaal ist in diesem Saal zwar durch eine sehr wirkungsvolle große Treppe angekündigt; aber wer wird die Treppe und die Loggia benützen?

Wie steht es mit der selbstverständlichen Sachlichkeit, wenn alle Arbeitsräume Fensterbrüstungen aus (wohl undurchsichtigem) Glas haben?

Ja, wie ist es mit dieser Sachlichkeit bestellt, die aus der Notwendigkeit fließt und die dem Flugzeug und dem Kraftwagen wie dem Möbel- und dem Tischgerät, aber auch der Brücke und dem Kraftwerk seine zeitlose, seine besondere Schönheit gibt, wenn die ganze Hauptansicht unseres Rathauses alle ihre Funktionen des technischen wie des sachlichen Gefüges hinter einem Schleier versteckt und künstlich die leider oft unvermeidliche Unpersönlichkeit einer großstädtischen Verwaltungsmaschinerie unterstreicht?

Ist solche Architektur *Gewand*? Ist sie nicht allzusehr *Kostüm*? Wird diese *Kostümhaftigkeit* nicht doppelt spürbar, wo der neue Teil als Kopfbau an die sachliche Wiederherstellung der Seitenflügel anschließt.

Von den Kosten gar nicht zu reden, die jede Gewaltbarkeit der Gestaltung mit sich bringen muß.

Vergleichen wir dieses Rathaus dem Wesen nach doch mit anderen aus alter und neuer Zeit, mit der selbstverständlichen Lebendigkeit der alten, mit der einzigartig persönlichen Gestalt des Stockholmer Stadthauses. Auch unsere Rathäuser aus reicher spielfreudiger Zeit der späten Gotik, der Renaissance und des Barock halten sich im Gefüge streng an die sachliche Notwendigkeit, auch wenn sie mit reichem Schmuck verziert sind.

Man wirft der Heimatpflege gerne Romantik vor. Man sagt, sie gehe von vorgefaßten Bildern aus und verschließe sich den sachlichen Notwendigkeiten neuer Bedürfnisse, neuer Technik.

Ist nicht hier viel Romantik, die die sachlichen Bedürfnisse der Technik und der Verwaltung einem vorgefaßten Baugedanken zuliebe in ein starres *Kostüm* der Modernität zwingt. Werden die Gemeinderäte der Stadt und die vielbeanspruchten Sachbearbeiter in der Beratung ihrer Alltagssorgen hier die ihrer Arbeit gemäße Umgebung finden? Wird nicht auch diesem großzügigen Plane begabter Architekten in einigen Jahrzehnten – um mit den Worten ihrer Erläuterungen zu reden – der Vorwurf „eines zeitgebundenen Formalismus“ gemacht werden?

Tagung der Heimatpfleger und Vertrauensmänner des Heimatbundes

Die Vereinsleitung hatte die Heimatpfleger und Vertrauensmänner des Bundes auf den 11. November nach Stuttgart zusammengerufen. Präsident Dr. Neuschler begrüßte die zahlreich Erschienenen und umriß kurz die

Entwicklung des Bundes seit 1949, besonders im Hinblick auf die Herausgabe der Zeitschrift, vermittels deren man den im Vergleich zum Bund für Heimatschutz weitergespannten Zielen des Schwäbischen Heimatbundes besser dienen zu können hoffe, als durch die Herausgabe des bisher üblichen Jahrbuches. Eben diese Umstellung mache aber auch die Bildung von Ortsgruppen notwendig, die früher vernachlässigt worden sei. In dieser Hinsicht gelte es neu aufzubauen, dies um so mehr, als Werbung mit Rücksicht auf die großen Kosten der Zeitschrift dringend vonnöten sei. Er erkenne nicht die Schwierigkeiten, die der Bildung solcher Gruppen entgegenstehen, wobei er auf das Bestehen der örtlichen Heimatvereine, der Volkshochschulen und ähnlicher Kreise hinweise, er stelle jedoch die volle Daseinsberechtigung des Bundes neben diesen Vereinigungen fest. Es gebe gewisse überörtliche Zielsetzungen, die alle in der Heimatpflege Tätigen zu verbinden hätten. Erstrebt werde die Werbung nicht nur, weil bei höherer Mitgliederzahl und Auflage das Einzelexemplar der Zeitschrift niedriger werde, sondern auch als Förderungsbeitrag für den Bund und seine Sache. Ein Werbeblatt werde in kurzer Zeit zur Verfügung stehen. Als unentbehrlich jedoch erweise sich immer wieder der persönliche Einsatz der einzelnen Mitglieder, vor allem aber der Vorsteher der Ortsgruppen; auch werde ein Abgesandter des Vorstandes im nächsten Jahr im Benehmen mit diesen Vorstehern die Außenarbeit zu fördern versuchen. In der Aussprache wies der Geschäftsführer im Anschluß an einen Gedanken von Prof. Schwenkel darauf hin, daß der Bund sein Arbeitsfeld verständlicherweise dort finden müsse, wo auf dem weiten Feld der Heimatpflege noch unbeackelter Boden sei. Solchen Boden gebe es vor allem dort, wo es keinen oder nur einen schwachen Heimatverein oder keine oder nur eine schwache Volkshochschule gebe. Für Meldung von geeigneten Persönlichkeiten, die an diesen Orten für den Bund arbeiten wollten, wäre man dankbar. Aber auch dort, wo starke Heimatvereine und starke Volkshochschulen bestehen, gebe ein aufmerksames Studium von § 2 der Satzung gute Möglichkeiten, ergänzend zu wirken.

Die Nachmittagssitzung wurde eingeleitet durch ein Referat von Direktor W. Baur, Hechingen. Dieser wies eingangs auf den unerhörten Verlust an Heimatwerten hin, welche die Menschheit in den jüngst vergangenen Jahren erlitten habe; eine Folge davon sei eine völlige Unsicherheit dieser Werte überhaupt. Außerordentlich schädlich sei ferner die Ausschachtung der Heimatwerte unter rein wirtschaftlichen Zweckmäßigkeitsgesichtspunkten, letzten Endes der Umsatzsteigerung. Hierher gehöre die geschäftsmäßige Ausbeutung von hervorragenden Naturschönheiten, der Christbaumrummel, der Fastnachtsbetrieb, die Heimatfestseuche, die Jubiläumsploge, die Tagungssucht unzähliger Verbände, die Überfülle von Heimatorganisationen mit der unausbleiblichen Flut der Rundschreiben und Drucksachen, die Umsetzung von Heimatwerten in Zeilenhonorare bei Presse und Rund-

funk. Abschließend forderte der Vortragende einen dem Wesen des Bundes als solchem entsprechenden Zusammenschluß der örtlichen Heimatvereine um den Schwäbischen Heimatbund in einer Art Ring, welcher der allgemeinen Zersplitterung der Heimatbestrebungen wenigstens auf diesem Gebiet steuern solle.

Rückschau auf die Veranstaltungen des Monats November

Trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit waren die beiden Studien- und Lehrfahrten, welche die Ortsgruppe Leonberg (Fr. Schmückle) durch das sogenannte Vordere und Hintere Amt des Kreises Leonberg unternahm, sehr gut besucht. Eine vielseitige Führung machte die Teilnehmer mit der Vor- und Frühgeschichte, Geschichte, Kunstgeschichte, nicht zuletzt auch der Landschaft dieses Teiles unserer Heimat vertraut; der Vertrauensmann selbst erörterte bei jedem besuchten Ort geographische Lage, wirtschaftliche Verhältnisse und so weiter, die Bürgermeister ergänzten seine Angaben durch diesbezügliche statistische Bemerkungen. Allen unseren Ortsgruppen sei eine solche heimatkundliche Bearbeitung ihrer Kreise nahegelegt.

In Stuttgart waren die Führungen durch die Wanderausstellung des Verbandes der bildenden Künstler und des Schwäbischen Albvereines gut besucht und hatten erfreulicherweise Bildankäufe zur Folge.

Unter das Goethewort „Ältestes bewahrt mit Treue, freundlich aufgefaßtes Neue“ stellte Oberbaurat Dr. Faerber, der Verfasser des in Heft 4 besprochenen Werkes über Nic. Fr. Thouret, seinen Vortrag „Stadtplanung und Baukunst in Stuttgart um 1800“. An Hand einer Reihe von fesselnden Lichtbildern würdigte der Vortragende die städtebauliche Leistung von Thouret, des kongenialen Baumeisters König Friedrichs I., der 1. in seiner Idealplanung dem Staatsgedanken des neuen Königreichs Württemberg einen entsprechenden Ausdruck zu geben versucht habe, indem er Stuttgart in großzügiger Weise zu einer Residenzstadt umschaffen wollte (Karls-, später Königstraße von sechzig Meter Breite, Querspange der Kronenstraße von ähnlichem Ausmaß); 2. in seinem Ausführungsplan die Grundlage zu Stuttgart als „Kleine Residenz“ gegeben habe, wobei deutlich wurde, daß eben dieses Stuttgart weit mehr dem demokratischen Wesen des Landes entsprechen mußte, als das von Friedrich I. in gewisser Hinsicht erwünschte mit seiner repräsentativen Darstellung absolutistischer politischer Macht. Thouret verstand es gerade in dieser Hinsicht aus der Not (des Mangels an Mitteln) eine Tugend zu machen, eine Eigenschaft, die nur Künstlern von hohem Rang zukommt. Der Vortragende ließ allerdings durchblicken, daß infolge des anscheinend Stuttgarterischen Gegensatzes zwischen einer die Verhältnisse überfliegenden Planung

und dem Zwang der wirtschaftlichen Verhältnisse manche echte gute Gelegenheit verpaßt worden sei. Er erinnerte an die Schmalheit der zur Ausführung gekommenen Straßen und an die Tatsache, daß man die geradlinige Fortführung der Schloßstraße (heute Bolzstraße) durch Errichtung des Hauses Schweigle (heute Friedrichsbau) unmöglich machte, weil man der Ansicht war, daß hier die Stadt ein für allemal zu Ende sei. Unwillkürlich dachte man an die Art der Bebauung des Geländes zwischen Hauptbahnhof und Bolzstraße, Königstraße und Lautenschlagerstraße und die neuerliche Verbauung der Mittelachse dieses Viertels. Der Vortragende trat für die Erhaltung des Kronprinzenpalais um des Schloßplatzes willen ein und machte den Vorschlag, einer größeren bedeutenden Straße den Namen Thourets zu geben.

Die Reihe der Ehrungen von August Lämmle, seines Ehrenmitgliedes, anläßlich dessen 75. Geburtstag am 3. Dezember, eröffnete der Schwäbische Heimatbund, indem er – einem Wunsche des Jubilars entsprechend – eine Anzahl von Persönlichkeiten aus dem Freundes- und Bekanntenkreis von August Lämmle in die Siechenstuben zusammenrief. Der Vereinsleiter konnte bei seiner Begrüßungsansprache ein Glückwunschtelegramm des Bundespräsidenten Th. Heuss verlesen, in dem August Lämmle „für manchen schönen Trunk mit echtem Bodeng'fährtle“ gedankt wurde. Kultminister Dr. Schenkel teilte sodann an Stelle des erkrankten Ministerpräsidenten mit, daß das Kabinett beschlossen habe, August Lämmle zu seinem 75. Geburtstag in Anerkennung der Verdienste, die er sich um das schwäbische Volk nicht nur als Dichter, sondern auch als Wissenschaftler erworben habe, den Titel eines Professors zu verleihen. Die Festansprache hielt Kultminister a. D. Dr. Th. Bäuerle. Unter Anführung von Stellen aus Lämmle's jüngster Veröffentlichung, der biographischen Erzählung „Unterwegs“, kennzeichnete er den Jubilar als einen Vertreter nicht einer einseitig wissenschaftlichen Kultur, sondern einer echt künstlerischen schöpferischen Volkskultur; die bildenden Kräfte, die im Volke selber lebten, hätten das Lebenswerk von August Lämmle geformt. Es sei eine ganze Welt, die so entstanden sei und in der Sitte und Brauch, sowie Glauben noch eine Verbindlichkeit bedeuteten. Oberbürgermeister Dr. Klett dankte namens der Stadt, Direktor Fahrbach als Vorsitzender des Schwäbischen Albvereins und Studienrat Ankelen für den Schwarzwaldverein. Professor Schwenkel hielt eine warmerzig freundschaftliche Ansprache, in der er vor allem auf die Leistung Lämmles auf dem Gebiet des Heimatschutzes hinwies. Reden von Ministerialrat Hassinger und Josef Eberle beschlossen diesen Teil des Abends. Im weiteren Verlauf las August Lämmle ihm besonders liebe Stellen aus seinen Werken vor. Es war viel „Knitzes“ und „hehlinge G'scheits“ dabei, das längst Volksgut geworden ist. Lebhafter Beifall dankte „unserem August Lämmle“.

Veranstaltungen im Januar und Februar 1952

Freitag, 11. Januar: Führung durch die Sternwarte Stuttgart, Uhlandshöhe. Beginn: 20 Uhr. Treffpunkt am Eingang. Eintritt DM 0,50.

Freitag, 18. Januar: Vortrag von Stadtpfarrer H. Endrich, Buchau: „Sakrales Kunstschaffen der Gegenwart“, mit Lichtbildern. Beginn: 20 Uhr.

Freitag, 8. Februar: Vortrag von Regierungs-Baumeister Dr. E. Krüger, Schwäb. Hall: „Über Tradition, Modernität und inneres Gleichgewicht in der Baukunst“, mit Lichtbildern. Beginn: 20 Uhr.

Samstag, 16. Februar: Führung durch die kunsthandwerkliche Schreinerwerkstätte Hermann Maier, Stuttgart, Traubenstr. 33. Beginn: 14,30 Uhr. Treffpunkt: Am Eingang. Eintritt frei.

Freitag, 29. Februar: Vortrag von Stadtbaudirektor Dr. Fr. Scholl: „Das Stuttgarter Residenzschloß und sein Erbauer Leopoldo Retti“, mit Lichtbildern. Beginn: 20 Uhr.

Die Vorträge finden in der Technischen Hochschule, Keplerstraße, Hörsaal 15 (Erdgeschoß links), statt. Der Eintritt ist für Mitglieder und ihre Angehörigen frei.

BUCHBESPRECHUNGEN

Gustav Wais, „Alt-Stuttgarts Bauten im Bild“ (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart 1951). Die Vorfreude auf das lange erwartete Buch ist nicht enttäuscht worden: ein gewaltiger Band von über 630 Abbildungen hält das Bild des nicht erst durch die Kriegseinwirkungen, sondern weitgehend schon durch die Verständnislosigkeit des späten 19. Jahrhunderts vernichteten alten Stuttgart fest, das wahrhaftig eine schöne Stadt gewesen ist. Man kann dem Verfasser nicht genug dafür danken, daß er mit unendlicher Mühe alle erreichbaren Ansichten alter Stuttgarter Bauten aufgeführt hat, schon in einer Zeit, als die Stadt noch nicht zerstört war und die uns zum Teil jetzt nur noch in den Photographien des Verfassers überkommenen Originalansichten erhalten waren! – Um so wertvoller ist diese Leistung, als ja das gesamte Material alter Stuttgarter Ansichten der Württembergischen Landesbibliothek und des Städtischen Archivs ein Opfer des Krieges geworden sind. – Die Gliederung des Buches erfolgt systematisch nach Gruppen, wie „das alte Stadtbild, das Stutenhaus und die Steinhäuser, das Alte Schloß, die Kirchen, die Befestigungen, Tore und Türme, Klosterhöfe, Stiftsherrenhäuser, Rathäuser, Mühlen, berühmte Stätten geistigen Lebens, die Königstraße“ u. a. m. – Einem jeden Bild ist ein Text beigegeben, der durch erzählende und anekdotische Beigaben angenehm aufgelockert ist. Die Bilder sind größtenteils zum ersten Male veröffentlicht, zu einem beachtlichen Teil auch dem Kenner der Stuttgarter Stadtgeschichte neu und überraschend. Doch nicht nur dem Heimatfreunde ist die Betrachtung der Bilder eine Quelle der Freude, jeder For-

scher auf dem Gebiet der Stadtgeschichte wird das in dem Werke von Wais zusammengebrachte Bildmaterial bei seinen Arbeiten heranzuziehen haben und es als sehr wertvoll nicht mehr missen können. Für eine angesichts des allgemeinen großen Interesses an dem Buch in Bälde notwendige Neuauflage des Werkes werden die Spezialisten für ihre Fachgebiete allerhand sachliche Berichtigungswünsche vorzubringen haben, im wissenschaftlichen Interesse verständlich bei einem Buch von so umfassendem äußeren und inneren Umfang. So sollte beispielsweise die unrichtige Rekonstruktion Carl Heideloffs des Neuen Baues durch die Zeichnung des älteren Viktor Heideloff ersetzt werden, u. a. m. Irreführend ist auch die Unterschrift unter Bild 452: der Kronprinzenpalast ist keineswegs zerstört! er ist lediglich ausgebrannt und sein Mauerwerk ist nach Aussage berufener Fachleute noch völlig intakt. – Man muß dem Verfasser, aber auch der Firma Rob. Bosch, die die finanzielle Durchführung der Herausgabe ermöglicht hat, warmen Dank wissen für das Werk, dem kaum eine andere Stadt etwas Entsprechendes an die Seite zu setzen hat, und jedermann eine Fülle der Anregung und Erinnerung, dem Historiker aber zudem noch ein überaus wichtiges Forschungsmaterial bietet. Das Buch von Wais ist aber auch sehr geeignet, dem Heimatfreund ernstlich ins Gewissen zu reden, für die Erhaltung der noch wenigen Reste alter städtebaulicher Schönheit in unserer Stadt mit demokratischem Freimut einzutreten! – Man wünscht, daß der auch um die Erhaltung vieler Bauwerke unserer Stadt verdiente Verfasser seinen beiden Bänden über Stuttgart noch bald einen weiteren folgen läßt. *Fleischhauer*

„Der Marienaltar in Creglingen von Tilman Riemen-schneider“ und „Der Hochaltar in Blaubeuren“ gehören zu den Abbildungswerken, um deren Herausgabe sich die Gesellschaft für wissenschaftliches Lichtbild verdient macht. Beidemal hat Helga Schmidt-Glassner die Aufnahmen geschaffen. Die richtige Wertschätzung solcher Werke können wir nur gewinnen, wenn wir bedenken, daß dem Gläubigen ehemals nur ein verehrungsvoller Blick von weitem auf die genannten Kunstwerke möglich war. Diese so zu sehen, wie sie deren Urheber sah und in solchem nahen nachschaffenden Sehen etwas von dessen Schöpferfreude zu erleben, blieb dem Betrachter dieser und ähnlicher Veröffentlichungen vorbehalten. Mit großem Feingefühl hat Helga Schmidt-Glassner die dankbarsten Ausschnitte gewählt. Die begleitenden Texte von Richard Schmidt und Wilhelm Boeck stellen die Altäre hinein in das Lebenswerk ihrer Meister und suchen den Menschen, der sich in ihnen teilt, zu verstehen und uns nahezubringen. Wer sich mit den Altären von Creglingen und Blaubeuren persönlich auseinandersetzen will, sollte diese Werke besitzen. Beide wünscht man zudem auf den weihnachtlichen Gabentischen. *Schahl*

Hans Volkart, Schweizer Architektur. Otto Maier-Verlag, Ravensburg 1951. 46 DM. Der in Stuttgart an der Technischen Hochschule lehrende, selbst von schweizerischen Eltern abstammende Architekt Hans Volkart war wie kein anderer berufen, in einer mustergültigen Publikation einen umfassenden Überblick über das schweizerische Bauschaffen der Gegenwart zu bieten. An Hand zahlloser Abbildungen, unterstützt durch die nötigen Pläne und einen knappen, stets auf das Wesentliche hin-

UNSIHTBARE AUGENGLÄSER

INSTITUT CONTACTA · STUTTGART-N

Königstr. 31 A/I, T. 9 67 60 · Lederhaus Waldbauer, neben Kaufhaus Union

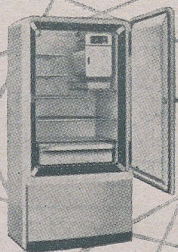
CONTACT-SCHALEN



ORIGINAL MÜLLER-WELT

Freude für alle Zeit

- Mehr Freude am Haushalt, mehr freie Zeit für die Hausfrau und eine fortschrittliche, gesündere und ausserdem sparsamere Lebenshaltung für die ganze Familie durch einen BOSCH-Kühlschrank!
- ★ Im Sommer und Winter automatisch geregelte Kühltemperatur
 - ★ Ständige Möglichkeit, Eiswürfel und Eis-Speisen zu bereiten
 - ★ BOSCH-Sparkompressor senkt die Stromkosten auf den Preis von nicht mal einer Zigarette täglich
 - ★ Bestehend schöne Form; gediegene, zweckvolle Ausstattung, höchste Zuverlässigkeit
 - ★ Bequemes Teilzahlungssystem sichert günstige Anschaffung



Und wenn der BOSCH-Kühlschrank erst in Ihrer Küche steht, gilt auch für Sie:

Bosch im Haus - Freude im Haus

Lieferung durch den Fachhandel



ROBERT BOSCH GMBH · STUTTGART

weisenden Text, wird eine außerordentlich lebendige Vorstellung von Schweizer Neubauten der verschiedensten Gebiete, in Sonderheit des Wohnungs-, Geschäfts- und Industriebaues, aber auch öffentlicher Bauaufgaben wie Schulen, Krankenhäuser und Kirchen vermittelt. Besonderes Gewicht haben die weitgespannten einleitenden Gedanken, mit denen die Probleme und die Problematik der neuzeitlichen Baukunst – nicht nur in der Schweiz – prägnant umrissen und in ihrer geistigen Struktur analysiert werden.

Dieser Blick über die nachbarliche Grenze ist für den Laien ebenso anregend und lehrreich wie für den Fachmann. Fast alle gezeigten Bauten überraschen durch die Kontinuität und Einheitlichkeit in Gesinnung und Gestaltung und durch die hohe durchschnittliche Qualität; und sie beglücken mitunter geradezu durch die Synthese zwischen Tradition und Moderne, zwischen dem Überkommenen und werdenden, zwischen Erfahrung und Fortschritt. Dies ungewöhnliche Niveau konnte wohl nur einem so glücklichen, erschütterungslos in sich ruhenden Lande als Spiegelbild einer stetigen wahrhaft fortschrittlichen äusseren und inneren Entwicklung gelingen, wobei offenbar die auch bei uns noch unvergessene schweizerische Landesausstellung in Zürich von 1939 ein besonderes Antriebsmoment bildete.

Die heutige Baukunst in der Schweiz erfreut sich mit gutem Recht eines besonderen Rufes rundum in den Ländern Europas. Sie ist in ihren vorbildlichen Leistungen eine lebensnahe, menschenfreundliche und wesenhafte Baukunst der Mitte, die zugleich gediegen, vernünftig und undogmatisch ist. Sie vermeidet fast immer das exaltiert Modernistische und ideologisch Überhebliche ebenso wie das hausbacken Kleinbürgerliche und schwächlich Altertümelnde – und sie zeigt zugleich, daß landschaftsverbundenes und eigenständiges Bauen keine kleinstmütige Romantik zu sein braucht, sich vielmehr sehr wohl mit einem klaren und weltoffenen Bekenntnis zu neuzeitlicher Gestaltung vereinigen läßt. *Hanson*

Karl Häfner, *Heimatsprache – Eine sprachliche Heimatkunde für die Schule in Südwestdeutschland*. Muthsche Verlagsbuchhandlung Stuttgart 1951. 212 Seiten, kart. DM 8,30. Die „sprachliche Heimatkunde“ ist Karl Häfner ein altes Anliegen; da und dort in seinen früheren Büchern klingt das Thema an. Jetzt hat er die Muße gefunden, unter einem bisher unerhörten Titel das Verstreute und Unvollkommene zusammenzufassen und mit viel neuen Gedanken und Beobachtungen versehen zum Ganzen zu runden.

Wie zum Beispiel eine „geologische Heimatkunde“ nicht nur eine Seite, etwa die paläontologische, berücksichtigt, so versucht diese sprachliche Heimatkunde, die Heimatsprache, so gut es mit den heutigen Mitteln der Wissenschaft geht, als ein „gewachsenes und schaffendes“ Ganzes darzustellen. Etwas (nicht bloß hierzulande) völlig Neues. Damit tritt die Sprachbetrachtung vom Sondergebiet der Philologie auf das weitere der Volkskunde über. Der Verfasser bietet in diesem Sinn einen so reichen und vielseitigen Beobachtungsstoff zur volkstümlichen Rede, wie er für den geschlossenen Sprachraum des Südwestens gedruckt bisher nicht vorliegt. Er erweist damit der Wissenschaft für das Studium der Volkssprache einen unüberschätzbaren Dienst. Daneben wird jeder das Buch mit großem Gewinn in die Hand nehmen, der den Fragen der Muttersprache gegenüber überhaupt aufgeschlossen ist, tiefe Blicke in ihr Werden und Sein tun und sich dafür an die Quelle aller Sprache, die lebensvolle gesprochene Form des Alltags wenden möchte. Alle können dazu beglückwünscht werden, daß ihnen jetzt dieses Büchlein zur Verfügung steht.

Im besonderen wendet sich der Verfasser – er ist ja alter Schulmann – mit seinem Werk an die Schule. Alle ihre Arten und Gattungen, alle ihre Lehrer werden ihren Sprachunterricht in Zukunft besser anlegen können. Sie haben nunmehr das Handwerkszeug dazu vor sich. Nicht nur werden sie genau über die grundsätzlichen Fragen jeder sprachlichen Bildung aufgeklärt, sondern sie finden auch die immer wieder vorgebrachten Einwände derer besprochen, welche die angestammte Volkssprache nicht als den allein tragfähigen Boden für den Weg zur Hochsprache anerkennen. Viel wichtiger aber als alle grundsätzlichen Belehrungen und Erwägungen ist die Bearbeitung des Stoffs durch einen Mann, der wirklich innerlich bei der Sache ist und seine Arbeit versteht.

Eine Menge von einzelnen Gedanken, gewissermaßen in der Form von Empfehlungs- und Warnungstafeln, möchte man herausheben. Sie sind jedem aus dem Herzen gesprochen, dem es ernst ist mit der Erkundung der Volkssprache, mit der Ausbreitung des Verständnisses für sie und mit ihrer sinn- und sachgerechten Pflege zu einem größeren Ziel. Als ein Beispiel für viele möge gerade an dieser Stelle dienen, was Häfner zur Warnung vor den zahllosen sich mundartlich gebenden Schöpfungen in Vers und Prosa sagt, die leider so oft verwechselt werden mit den echten Zeugnissen der Volkssprache und die dem Heimatgedanken nicht selten mehr schaden als nützen.

Dölker

F. Berckheimer, *Die Sprache der Steine*, Verlag Dr. Wolf Strache, Stuttgart. In diesem Band der Reihe „Die Schönen Bücher“ haben sich der Gelehrte und der Photograph zusammengetan, um ein Buch von wissenschaftlichem Wert und künstlerischem Rang zu schaffen. In 48 Bildern sind die wichtigsten Stationen der Entwicklung pflanzlichen und tierischen Lebens der Erde in dem ungeheuren Zeitraum von über 500 Millionen Jahren festgehalten. Mit sachkundiger Feder gibt F. Berckheimer Erläuterungen zu den Tafeln, so daß wir eine Art kurzgefaßter Erdgeschichte bekommen. Es darf besonders darauf hingewiesen werden, daß mit wenigen Ausnahmen alle abgebildeten Fundstücke den Beständen unseres Württembergischen Museums für Naturkunde in Stuttgart entstammen.

Rüble

Schwarzwälder Hausschatz 1952, ein Kalender und Nachschlagebuch für jedermann. Der preiswerte Band (DM 1,50) ist ein guter Führer durch den Jahreslauf. Seine Beiträge freilich sind weither zusammengetragen, so daß ein etwas kunterbunter Eindruck entsteht und die einheitliche heimatliche Note fehlt. Was wäre nicht alles über den Schwarzwald zu sagen, volkscundlich, geschichtlich, künstlerisch, wirtschaftlich und so weiter. Das gäbe dann wohl einen „Hausschatz“. Auch die Abbildungen greifen weit aus (Herrenberg, Sigmaringen, Überlingen, Oberrhein).

Schabl

BOHNERMASCHINEN • GAUGBOHNER PROGRESS STAUBSAUGER • VERKAUF GMBH DER FIRMA MAUZ & PFEIFFER STUTTGART



Das Gute lohnt sich immer...

Eine kluge Hausfrau wird deshalb stets Marken-Erzeugnisse bevorzugen, besonders, wenn es sich um Geräte handelt, deren Wert überwiegend in der lang-jährigen Zuverlässigkeit liegt.

Verlangen Sie kostenlos unseren Prospekt G 7 über sämtliche Modelle



**FÜHRENDES HAUS
FÜR GESUNDHEITS- UND
WÄRMETECHNISCHE ANLAGEN**

Gas & Wasser Stuttgart
Böhm Hörle Schuster & Co. K.G.
Calwer-Strasse 36



Gut gewählte Deutsche Spätburgunder

voll kräftiger Eigenart und reifer
Fülle sind an
kalten Tagen warm zu
empfehlen:

1/1 (0,7 l) Fl. o. Gl.

1950er Hörsteiner Schwalben-
winkel, Spätburgunder,
Franken, kräftig, würzig,
nervig
(im Bocksbeutel) . **2.30**

1950er Aßmannshäuser Spätbur-
gunder, Rheingau, fruch-
tige Fülle . . . **2.65**

1948er Würzburger Roßberg
Spätburgunder, Franken,
würzig, reife Fülle (im
Bocksbeutel) . . **2.75**

1949er Mayschösser Laacher-
berg Spätburgunder Ahr,
kräftiger Ahrburgunder,
feurig . . . **2.90**

1950er Affentaler Spätburgun-
der, Baden, kräftig, bou-
quetig . . . **3.90**

Ferner empfehlen wir die
herzhaften und gehaltvollen
Gewächse aus Südtirol

Literfl. o. Gl.

1950er **Tiroler Hügel**, frisch
herzhaft . . . **1.75**

1950er Kalterer See, Südtirol,
harmonisch, süffig **2.20**

1950er Kalterer See, Ausl., Süd-
tirol, süffig, würzig **2.50**

1/1 (0,7 l) Fl. o. Gl.

1950er Kalterer See, Auslese,
Packträgerhof,
süffig, würzig . . **1.80**

1950er Grieser Lagrein Kretzer,
Kaiserau, fruchtig,
kräftig . . . **2.50**

1950er St. Justiner, gehaltvoll,
herzhaft . . . **2.90**

1949er Grieser Lagrein Kretzer,
Rauchenhof, viel Frucht u.
Würze . . . **3.10**

1950er St. Magdalener, vollmun-
dig, feurig . . . **3.20**

1950er Tiroler Blauburgunder,
Auslese, fruchtige, runde
Fülle . . . **3.30**

Bitte holen Sie sich gleich einige
Flaschen zur Probe, Sie wer-
den Ihre Freude daran haben.



ALFRED BÖHM
Stuttgart und Bad Cannstatt



Werke schwäbischer Dichter

ALBRECHT GOES

Gedichte 1930-1950

176 Seiten. Leinen DM 8.50

Dieses Buch vereint und erweitert die bereits früher erschienenen Gedichtbände „Der Hirte“, „Der Nachbar“ und „Die Herberge“. Zwei lyrische Spiele, „Der Mensch von unterwegs“ und „Die fröhliche Christagslitanei“, sind mit aufgenommen worden.

Wie beglückend ist die Begegnung mit jenen wenigen legitimen, eigenständigen Dichtern, deren Zahl so gering ist, daß die Finger einer Hand ausreichen, sie herzuzählen. Seit zwei Jahrhunderten schenken uns die Schwaben mit wunderlicher Regelmäßigkeit starke und im schönsten Sinn gläubige Lyriker. Diesen wahrhaft beauftragten Lyrikern ist Albrecht Goes zuzurechnen.

Die Neue Zeitung München

BRUNO FRANK

Cervantes

Ein Roman. 361 Seiten. Leinen DM 8.50

Dieser Roman ist das schönste Denkmal des großen spanischen Dichters, dessen bewegtes, an Abenteuern reiches Leben farbig und glutvoll vor uns abläuft: Das Leben am Papsthofe, die Teilnahme an der Seeschlacht von Lepanto, wo er eine Hand verlor, zwölf Jahre Gefangenschaft in algerischer Sklaverei, ein elendes Dasein als Steuereinzahler und die Frucht seines Daseins, der „Don Quijote“.

Durch jede gute Buchhandlung zu beziehen

S. FISCHER VERLAG

Buchdruckerei Theodor Körner Stuttgart W



Reichhaltiger
gediegener Schriftenbestand

Bücherdruck
Illustrationsdruck, Kunstdruck

Leistungsfähige
Setzmaschinen-Abteilung

Zeitschriften
in Illustrations-Rotationsdruck

Klischees
Entwürfe, Zeichnungen

Reinsburgstraße 95/97 • Fernruf 6 70 58

Bücher für den Gabentisch

OTTO SCHMITT

Das Heilig-Kreuz- Münster in Schwäb. Gmünd

1951. 42 Seiten, 96 Tafeln

6 Abbildungen im Text

Ganzleinen DM 18.-

„Das Buch mit seinem . . . hervor-
ragenden Abbildungsmaterial ver-
mittelt in übersichtlicher Form die
bisherigen Forschungsergebnisse . . .
kunstgeschichtlicher Probleme, die
mit dem Heilig-Kreuz-Münster zu-
sammenhängen. Das . . . Werk be-
kundet eine souveräne Beherrschung
des Stoffes, die alles Unwesentliche
ausscheidet . . . Die fast aphori-
stische Kürze der Darstellung ist
lediglich Ausdruck eines Willens
zur konzisen, knappen Aussage . . .
An der Hand Otto Schmitts folgen
wir einem zuverlässigen Führer
vor die Schönheiten dieses erhaben-
en Gmünder Bauwerks, das als
eines der bedeutendsten Denk-
mäler ‚der spezifisch bürgerlichen
Kunst in Schwaben im 14. Jahr-
hundert‘ . . . bezeichnet worden ist.
Aus einer Würdigung des Buches
anlässlich der 650-Jahr-Feier des
Heilig-Kreuz-Münsters in Gmünd.

A. RAICHLE

Das Ulmer Münster

24 Seiten Text von Ad. Herrmann,

Ulm und 88 Tafeln

Ganzleinen mit zweifarbigem

Umschlag DM 18.-

„Im Ulmer Münster besitzen wir
ein Denkmal dessen, was wir
abendländische Kultur nennen. In
dieser unserer Zeit der Verzette-
lung des Geistes, der Untiefen des
Denkens und Fühlens, ist es trost-
reich, daß für unsere Augen noch
dieser Ausdruck des mittelalter-
lichen Glaubens und abendländi-
scher Kultur sichtbar ist, das
Ulmer Münster. Es zu studieren,
seine Schönheit auf sich wirken zu
lassen und in seinem Anblick Er-
quickung für die Seele zu finden,
dazu verhilft wahrhaftig auch das
Werk von Raichle und Herrmann,
ja, es tut es in ganz besonderem
Maße.“

Fellbacher Zeitung v. 9. 8. 1950

W. KOHLHAMMER VERLAG
STUTTGART